Johann Gottlieb Wolsteins
der Arzney und Wundarzney Doktor, Direktor und Professor der praktischen Thierarzney, im k. k. Thierspitale in Wien.

Bruchstücke

über

wilde = halbwilde = Militär =

und

Landgestüte.

Tout est bien, sortant des mains de l'Auteur des choses; tout degenere entre les mains de l'homme.

J. J. Rousseau.

Tierärztliche Hochschule Wien • Bibliothek

Zweiter Theil.

Wien, bey Rudolph Gräffer, 1788.

Und es soll nichts unträchtiges und nichts unfruchtbares seyn — in deinem Lande.

im 2ten Buche Mose im 23ten Kap.
in 26ten V.

Stadtbibliothek
Augsburg

Einleitung

zu wilden Gestüten.

Die älteste und die vollkommenste unter allen Pferdezuchten ist die natürliche Zucht. In welchen Ländern die Natur die ersten angelegt haben mag, ist nicht zu uns gekommen. Ist es eine, oder sind es mehrere gewesen, wissen wir nicht; nichts von ihren Aufenthaltsörtern: nichts von ihrer Lage: nichts von der Beschaffenheit der Gegenden, die sie bewohnten: nichts von ihrem Verhalten: von ihrer Lebensart; wir wissen nicht, wie die Stammältern beschaffen waren, von welchen unsere Hausthiere abstammen.

Die erste Schule, die uns diese Wissenschaft lehren — die ersten Grundkenntnisse davon geben könnte, ist mit den ersten Schulen der übrigen Grundwissenschaften für uns und für unsere Nachfolger verlohren.

Leute, die nicht gerne bis auf den Grund der Quellen sehen, aus denen sie Wasser schöpfen, werden sich wenig darum kümmern, ob sie wissen, oder nicht wissen, wie die Oerter, die Länder, die Gegenden beschaffen waren, oder noch seyn mögen, die die Natur dem Pferde, dem Schaafe und den übrigen Thieren zu Wohnungen angewiesen hat.

Ich für meine Person wünschte sehnlich, daß ich's, oder daß es andere wüßten; wüßte ich's, so würde ich es meinen Schülern sagen; ich würde ihnen die Lage, die Gegenden, die Oerter rc. als ächte Beispiele zeigen, oder wenigstens schildern können; ich würde sie ihnen mit ähnlichen Oertern vergleichen; ich würde die Menschen darauf aufmerksam machen; ich würde ihnen sagen: diesen Ort, diesen Platz hat die Natur dem Pferde, jenen dem Schaafe zu seiner Wohnung gegeben.

Ich würde sie unterrichten, wie sich jede Art Thiere im Winter, im Sommer, in den übrigen Jahrszeiten verhalte; ich würde ihnen zu sagen wissen, wie sie sich gegen ihre Feinde vertheidige, gegen Ungemach, gegen

Krank-

Krankheiten, gegen Wind und Wetter schütze; kurz, ich würde den Menschen die brauchbare, die wahre, die reine Naturgeschichte der Hausthiere lehren, folglich ein Bild geben können, wie der Zeichenmeister, wie der Maler seinen Schülern gibt, wenn er ihnen einen Zweig, ein Blatt, eine Blume zum Zeichnen vorlegt.

Nach dieser angegebenen Erklärung könnte ich manche Frage aufwerfen. Ich könnte fragen: ob die Pferde- ob andere Zuchten bei uns nicht besser gediehen wären, wenn wir von diesen Wissenschaften bessere Kenntnisse hätten? fragen, ob die Menschen in den Ländern, in welchen die Pferdezucht blüht, nicht mehr davon wissen, als andere, die ihnen in diesen Stücken nachstehen müssen?

In der Beantwortung dieser und noch vieler andern Fragen, getraue ich mir zu behaupten, daß sie darauf Rücksicht genommen: daß sie mehr davon kennen, als wir, und daß auch diejenigen, die nichts davon sagen können, vielleicht eine angeerbte Rutine davon haben.

Obschon ich das letzte mit dem, was vorher gegangen ist, behaupte, so behaupte ich deswegen nicht, daß die Natur in der Austheilung dieser Plätze sparsam gewesen sey; ich glaube vielmehr, daß sie jedem Lande mehr als einen, daß sie jedem genug gegeben habe. Ich glaube, die Schuld liegt an uns, daß wir sie nicht suchen, nicht ächt auswählen, nicht machen, wo sie durch Kunst irgend einen Zusatz — eine kleine Hilfe bedürfen.

So wie ich glaube, daß die Natur der Pferdezucht vielerley und zwar verschiedene Gegenden und Plätze gegeben hat, so glaube ich auch, daß sie nicht einerley, sondern vielerley Grundarten Pferde geschaffen habe. Nie werde ich glauben, daß die verschiedenen Arten und Gattungen die ich kenne (so vermischt und verbastardiert sie auch seyn mögen) von einer Urart abstammen.

Ich glaube, daß die Natur jedem Himmelsstriche seine eigenen Pferdearten gegeben habe; ich glaube, nein ich weis es, ich bin überzeugt, daß Pferde durch Menschenfleiß, durch Wissenschaft veredelt, verschönert, durch

den

den Himmelsstrich verbessert, und durch Unwissenheit verdorben werden. Ich bin versichert, daß der gemeine Ostfriesländer in England ostfriesländische und der gemeine Engländer in Ostfriesland englische Pferde zeugen würde; ich bin versichert, gewiß versichert, daß die Menschen die Pferde machen, wie sie seyn sollen — seyn können.

Daß ich das sagen konnte, was die Bruchstücke von wilden und halbwilden Gestüten enthalten, bin ich Freunden in Ungarn, Freunden in der k. k. Armee, und meinen Schülern schuldig, die für mich beobachtet, die mich in dem, was ich nicht wußte, belehret, die mir meine Fragen mündlich und schriftlich, mit edler Offenherzigkeit treu beantwortet haben.

Besondern Dank bin ich dem Herrn Obristen B. v. E. dem Herrn v. R. — und dem Herrn Rittmeister v. C — s. für ihre schöne Beiträge schuldig. Sehr bedaure ich, daß ich Ihre Namen diesmal nicht gänzlich ausschreiben darf; doch soll es in einer besondern An-

zeige geschehen, so bald Sie mir dazu Ihre Einwilligung geben werden.

Da die Sache der wilden und halbwilden Gestüte bisher noch so dunkel ist: da wir von dem Naturgange der Thiere in denselben sowohl, als von der Kunst, sie besser einzurichten, noch so sehr wenig Aechtes wissen, so ersuche ich diejenigen, die in diesem Fache Erfahrungen gesammelt haben, sie entweder selbst bekannt zu machen, oder sie, wenn sie dieses nicht wollen, mir gütigst mitzutheilen.

Erstes Bruchstück.

Von der Lage und Beschaffenheit der Oerter, in welchen man wilde Gestüte errichten will.

Ich rede von dieser Materie, weil ich sie wichtig finde. Sowohl bei der Anlage der wilden, als halbwilden Gestüte müssen die Oerter, ihre Lage und Gegenden genau betrachtet werden, welche die Pferde bewohnen, in welchen sie leben, gedeihen: in welchen sie sich ernähren, gesund bleiben und ihr Geschlecht fortpflanzen sollen.

Der Einfluß, den die Himmelsgegend, besonders aber der Ort in die Leiber und in die Gesundheit der Thiere hat, ist entschieden; er ist den Naturkennern aus der Erfahrung, und aus der Geschichte bekannt.

Alles, was wir sehn: alles, was um uns ist, empfiehlt diese Lehre. Die Natur zeigt sie in ihren Einrichtungen: sie legt uns

nicht blos im Thierreiche die Muster vor die Augen, denen wir nachahmen sollen: sie zeigt sie uns im Pflanzenreiche, in der Erde, im Walde, im Wasser: sie zeigt sie uns überall.

So wie sie jeder Gewächsart die Oerter und Gegenden wies, die für sie geschaffen waren, so wies sie jeder Art Thiere die Länder und Gegenden an, die sie bewohnen sollten. Auch die Pferde erhielten ihre eigene.

Wir würden uns irren, wenn wir glaubten, daß sie die Natur nur da angewiesen habe, wo sie Nahrung und Wasser finden: wo sie keine Nachbarn antreffen, die sie verfolgen, verheeren. Hätte die Natur nichts, als dies gethan: hätte sie in der Ausführung ihres Plans keine bessere Einrichtung getroffen, so würde die Welt schon längst nicht nur thierlos, sondern auch leer von Pflanzen und Wesen seyn.

Ihr großes Meisterwerk hatte Beziehung auf alles, was zur Erhaltung, zum Leben,

zur

zur Bequemlichkeit für jede Art Wesen nöthig war.

Schade ist es, daß wir bisher von diesem großen Naturwerke nicht mehrere Beobachtungen haben! Schade, daß wir von den gesellschaftlichen Einrichtungen der Thiere — wenn sie sich selbst überlassen sind, weit weniger, als von der innern Haushaltung ihrer Maschine, ich meine, von den Verrichtungen des Körpers, der Theile und des Lebens wissen.

In allen diesen Stücken sind wir in der thierischen Naturlehre weiter gekommen, als wir in der Naturlehre von ihrer Lebensart und ihren Wohnungen gekommen sind.

An diesen Plätzen scheint zum Fortkommen der Thiere mehr gelegen zu seyn, als an den Himmelsgegenden — als an der Nahrung selbst.

Alle Himmelsgegenden werden von Thieren bewohnt. Die Hausthiere sowohl, als die wilden ertragen fast jedes Klima: wenigstens

stens die größte Zahl; allein weder die letzten, noch die ersten gedeihen in allen Orten, oder halten sich ohne Ausnahme in allen Plätzen auf. Jede Gattung sucht sich ihre eigene, jede ihre besondere Gegend.

Die Oerter, welche die Pferde des Morgens suchen, verlassen sie eine Weile darnach, wenn die Sonne aufgegangen ist. Wo sie Vormittage weiden, grasen sie zu Mittage nicht; wo sie sich Nachmittage aufhalten, bleiben sie weder des Abends, weder in der Nacht.

Bald sieht man sie in der größten Hitze sich grade der Sonne aussetzen — auf heißem Sande liegen, statt sich den Schatten zu wählen, den ihnen nicht weit davon eine Hecke, ein Gebüsch, ein kühler Ort anbietet.

Einen andern Platz wählen sich die alten, einen andern die jungen Pferde; einen andern die Füllen von einem Jahr, einen andern jene, die den dritten Sommer weiden — wenn sie sich selbst überlassen sind. Alle aber

krie-

kriechen gerne ins Gebüsch, oder stellen sich gegen den Wind, oder waden gerne ins Wasser, wenn sie die Fliegen plagen. Im letzten tunken sie die Schweife ein, bespritzen sich den Rücken, den Kopf und die übrigen Theile des Körpers, die der Teich, oder Fluß nicht benetzt.

Auf diese Art vertheidigen sich die Pferde und Ochsen gegen das Ungeziefer nicht blos mit den Schweifen, sondern durch das Bespritzen des Wassers zugleich.

Das Betragen der Pferde in wilden Gestüten würde die Mühe belohnen, die ein kluger Naturkenner verwendete, wenn er die Lebensart dieser Thiere mit philosophischen Augen bemerkte. Auch das Betragen der zahmen, die wilde Plätze in weitem Umfange beweiden, würde schon viel erklären; doch könnten die letzten nicht mehr, als Beiträge von ihrer Sommer- oder höchstens herbstlichen Einrichtung liefern; ihr Betragen im Winter müßte von den wilden genommen werden.

Wären die Gestütmeister, was sie seyn sollten: liebten sie die Naturlehre nnd ihre Wissenschaft auch nur so, wie hin und wieder ein Jäger seine Kunst uud die Naturlehre der Hirschen, der Haasen, der Rebhühner und Wachteln liebt: so könnten sie wenigstens so viel von der Naturlehre des Pferdes, als jene von der Geschichte der Haasen wissen.

Was das Betragen der Pferde, die sich selbst überlassen sind, die Nächte hindurch betrift, weis ich nur dieses davon, daß sie sich Truppweise zusammen rotten: daß sie wenig liegen, wenig schlafen, die meiste Zeit weiden, bisweilen Zugweise laufen, und wenn sie dies nicht thun, sich in einen Kreis zusammen stellen und in Vertheidigungsstand mit den hintern Schenkeln setzen. Das letzte geschieht besonders, wenn sie Wölfe, oder andere Feinde wittern.

Den meisten Einfluß haben die Fehler, die ich hier im Gestütwesen angezeigt habe, auf die Zuchten, die im Sommer und im Winter den Eindrücken der Witterung ausgesetzet sind. Auf diejenigen aber, die nur in der

gu-

guten Jahrszeit auf dem Felde wohnen und ihre Nahrung suchen müssen, haben sie weniger Gewalt.

Das, was die letzten erhält — was sie nicht entbehren können, ist Futter, ist gesunde Nahrung, sind Pflanzen und Gewächse, die ihnen gedeihen.

Auf dieses müssen die Gestütmeister in der Auswahl der Oerter bei jedem Gestüte sehen, und vor allen Dingen zu erhalten suchen. Wie in dem Fall die Weideplätze beschaffen seyn müssen, und was dabei zu beobachten ist, werde ich in Folgenden sagen.

Die Plätze, die zur Gestütweide gewählet werden, müssen nicht nur allein fruchtbar, geräumig, groß seyn, sondern auch solche Gewächse zeugen, die den Thieren gesund und angenehm sind.

In Gegenden, wo viele Menschen wohnen: wo die Wiesen seltsam und die Erde theuer ist, kann mau ohne Nachtheil der Einwohner kein Gestüte anlegen. Sollten aber

Ge-

Gestüte dem Lande unentbehrlich seyn, so wirthschaftet man mit der Erde, wenn die Weideplätze abgetheilt, umzäunt, eingeringt und die Pferde von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen von eiuem auf den andern getrieben werden.

Aber auch da dürfen die Plätze nicht zu enge seyn, wenn man keine Unwirthschaft begehen will; denn die Pferde weiden nicht so, wie die Ochsen und andere Thiere; sie laufen, sie haben viel Bewegung nöthig, sie nehmen bald da, bald an einem andern Orte einige Wische Gras, statt daß die Kühe und Ochsen wenig gehn, wenig Bewegung machen und gerne lang an einem Orte grasen. Hauptsächlich weiden die Pferde laufend, wenn sie halb satt, oder wenig hangrig sind. *)

Ferner

*) Um dies Laufen zu hindern, haben die Bauern in Hollstein und Dännemark die Gewohnheit, ihre Pferde, die sie auf die Weide schicken, an lange Seile zu binden, die sie an kurze Pfähle, die in die Erde geschlagen sind, befestigen; oder sie hängen vermittelst eines kurzen Stricks die Pferde paarweise durch die vordern Füsse zusammen;

Ferner ist die Abtheilung der Weideplätze in Ansehung der verschiedenen Alter der Füllen unumgänglich nöthig. Die Stuten, die Säuglinge haben, erfordern eigene; die ein- zwey- dreyjährigen Hengste und Wallachen jede ebenfalls eigene: und endlich die zweyjährigen Stuten besondere, die sie von den Hengsten entfernen.

So nöthig die Abtheilungen dieser Plätze für Hengste und Stuten nach der Verschiedenheit ihres Alters sind, und so nützlich sie, besonders beim Mangel der Wiesen in solchen

Län-

men; oder sie schnallen ihnen ein großes schweres Stück Holz, das etwas ausgeschnitten und mit einer Schnalle nebst einem Riemen versehen ist, an den einen oder den andern Vorderfeßel und lassen sie auf diese Art auf den Wiesen, die mit Bremen und Sträuchern umzäunt sind, den Sommer hindurch laufen.

Die ordentlichen Gestütweiden aber sind in Dännemark, Hollstein, Mekelnburg u. s. f. entweder mit Mauern, oder mit lebenden Zäunen, Wällen und Gräben umringt, damit die Pferde nicht ausreissen können.

Ländern werden, wo viele Menschen wohnen, muß doch die Wirthschaft so beschaffen seyn, daß die Thiere weder Mangel an Nahrung, weder Mangel in der Bewegung leiden.

Die Sommerfutterung ist nicht nur die gesündeste — sie ist die beste. Die Winternahrung wird ohnedem so schmal und sparsam eingerichtet, daß die einjährigen und zweijährigen Füllen in den meisten Gestüten nicht nur zu wenig bekommen, sondern Hunger leiden müssen.

So groß dieser Fehler ist, so allgemein ist er in deutschen Stutereyen. Daher kömmt es, daß die jungen Thiere im Wachsthum zurück bleiben, verarten, Kripel werden, verderben: „daß diejenigen, die mit genauer Noth „den Winter überstehen, zwey Theile vom Som„mer bedürfen, ehe sie sich ein wenig erholen; „und wenn sie ihre Kräfte zur Hälfte gesammelt „haben, der Winter abermal und mit demselben „das Hungerleiden vor der Thür ist. *)

Junge

*) Fugger.

Junge Thiere fressen immer, weil sie immerwährend Nahrung nöthig haben. Dieser Umstand ereignet sich besonders bei den Pferden; sie sind unter den Hausthieren die gefräßigsten Thiere; sie sind es deswegen, weil sie geschwinder und stärker wachsen *) als andere, daher werden sie — wenn sie sich anders wohl befinden, nicht eher satt, bis sie das vierte Jahr verlassen und mit demselben eine neue Epoke anfangen: nämlich ins Pferdealter übergehen.

So nöthig ihnen die Nahrung ist, so nöthig ist ihnen die Bewegung; allein auch an dieser leiden sie bei uns — besonders im Winter, großen Mangel. In der Jahrszeit, von der ich rede, werden sie selten, und meistens in keiner andern, als bei schöner Witterung aus den Ställen gelassen, und auch da nur so kurze Zeit, daß sie anstatt sich zu bewegen und auszulüften, gleichsam die Luft nicht anders, als blos zu kosten bekommen.

*) Wie schnell das Wachsthum bei jungen Thieren geschieht zeigt folgende Beobachtung. Ich wog ein Lamm, wie es von dem Leibe der Mutter kam; es hatte 6 Pfund 16 Loth. Acht Tage nach der Geburt wog ich's wieder: da wog es 10 Pfund und 4 Loth.

Statt, daß man ihnen Bewegung, und reine Luft geben sollte, bleiben sie in den stinkenden Ställen, in welchen sie verkrummen, verfaulen, weichlich und elende werden. Sie werden es oft in einem so hohen Grade, daß sie im Frühjahr nicht einmal die mäßigen Eindrücke der Witterung ohne Krankheit ertragen.

Was die Sommerweide, und die mit ihr verbundene Bewegung betrift, ist in den kaiserlichen Staaten das Lipitzaer Gestüt das beste. Es ist's nicht deswegen, daß in demselben die Füllen Uiberfluß an Grase und andern Gewächsen finden, sondern darum, weil ihnen die Weideplätze gesunde und sparsame Nahrung geben: weil die Thiere das Gras auf Bergen, unter Steinen und Klippen suchen müssen: weil sie ihre Körper bewegen, ihre Glieder im Gehen üben und sicher machen.

Dieser und vieler andern Ursachen wegen kann das Lipitzaer Gestüte bei der Auswahl der Weideplätze ein gutes Muster — wenigstens in den Orten abgeben, die ohne dieses Muster leicht verworfen werden könnten.

Uiber-

Uiberhaupt sind zu Gestüten die bergigten Gegenden den flachen und planen Ländern — besonders aber den tiefen, feuchten, fetten und nassen — vorzuziehen. Sie sind gesünder; sie haben bessere und gesündere Wässer; sie bringen kurzes, trockenes und süsses Gras; sie erzeugen gerade die Pflanzen, die die Pferde suchen, die ihnen am angenehmsten, am liebsten, am gesündesten sind. Nur muß darauf Rücksicht genommen werden, daß die Gestüte so viel Felder und Wiesen haben, als zur Erzeugung des Heues, des Habers und Strohes das Jahr hindurch zur Erhaltung des Gestütes und der Leute, die es bedarf, nöthig ist.

Die Pferde, die in fetten und tiefen Gegenden gebohren und erzogen werden, sind nicht deswegen schlecht, weil man sagt und glaubt, daß sie weiche Hüfe haben; *) sie

*) Die Ursache der weichen und breiten Hüfe der Maschpferde, ist mehr in den Zuchteltern, als im Maschlande, oder in den Plätzen zu suchen, auf denen sie weiden. Ich habe mich von dieser Wahrheit überzeugt, da ich sah, daß Hengste und Stuten aus diesem Lande ihr Geschlecht auf trockenen Boden mit eben solchen fehlerhaften Hüfen fortpflanzten.

sind deswegen nicht gut, weil ihr Körper weich, träge, faul, matt und ihr Geist zu schläfrig ist. Die dänischen und andere Maschpferde sind davon überzeugende Beweise. Wenn ich diese Thiere mit guten Pferden vergleiche, sind sie — so schön oft ihr Körper ist — doch umsonst zu theuer.

Was die Frage betrift, die bei Errichtung der Gestüte immer gemacht worden ist, und immer gemacht werden wird: nämlich, wie viel eine Stute mit ihrem Füllen, und wie viel eine gelte Stute den Sommer hindurch Feld zu weiden bedürfen, kann nicht beantwortet werden; der Umfang desselben ist weder genau, weder beiläufig zu bestimmen: wenn man die Sache überhaupt betrachtet.

Nicht nur die Länder, die Gegenden und die Jahre sind in Ansehung ihrer Fruchtbarkeit verschieden; sie sind es auch in Ansehung der Gewächse, Kräuter und Grase, die dieser oder jener Platz, diese oder jene Gegend, diese oder jene Wiese erzeugt. Diese ist heuer fruchtbar, die neben ihr ist's nicht. Diese

ist reich an Pflanzen, die die Pferde nicht fressen; jene ist arm an Gewächsen, doch sind ihre Gewächse von der Art, wie sie die Natur den Pferden znr Nahrung gegeben hat; die reiche ist folglich arm, die arme hingegen ist reich an Pferdefutter. *)

Nebst dem sind die Gestütweiden noch dem Fehler unterworfen, daß sie sich nicht bessern, wie die Ochsenweiden, sondern daß sie schlechter werden, und zwar in dem Maaße

 schlech-

*) Dieser Fall ereignet sich oft. Ein merkwürdiges Beispiel sah ich im Jahr 1779. auf den salzburgischen Alpen, vom Erzbischöflichen Gestüte. Die Pferde, welchen sie zur Weide gegeben sind, finden da nur wenig süsses und gedeiliches Gras; die Lehnen, die Berge und die ebenen Plätze, sind theils mit bittern, theils mit aromatischen Gewächsen bedeckt; beide fand ich sowohl an Geruch, als im Geschmack nicht nur von der besten Art, sondern auch von ungleich stärkerer Kraft, als alle, die ich von diesen Gattungen Pflanzen, bis dahin gekostet hatte. Alles grünte von diesen Pflanzen; alles war dichte durch sie bedeckt; wo ich immer hintrat, mußte ich eine Menge zertreten. So schön ich diese Weide für Schaafe fand, so übel fand ich sie für Pferde.

schlechter werden müssen, je kürzer sie gemessen sind.

Die Ursache ist offenbar; die Pferde lauffen viel; sie weiden gleichsam im Gehen, wie ich oben erwähnet habe: sie treten also viele Gewächse nieder, die sie nicht verzehren; durch dieses Laufen und Gehen machen sie den Boden so hart und so fest, daß nothwendigerweise alle Jahre weniger wachsen müssen. Dies geschieht von einer Seite. Von der andern ist bekannt, daß der Harn der Pferde und ihr Mist die Wiesen überhaupt nicht besser, sondern schlechter machen.

Die groß gemessenen Plätze sind folglich in jedem Betracht diejenigen, die am wenigsten Schaden leiden, und die sich am besten erhalten.

Um den Fehlern abzuhelfen, von denen ich geredet habe, ist eine neue Frage entstanden. Es ist diese: wie viel Ochsen, oder Kühe man neben einem Pferde weiden lassen soll, um durch den Dung der Ochsen den

Scha=

Schaden auszubessern, den das Pferd und sein Dung der Erde zugefüget haben.

Die Hollsteiner=Landwirthe sagen, daß fünf dazu nöthig wären; die Franzosen hingegen meinen, daß vier Ochsen und drey Kühe auf ein Pferd gerechnet kaum dazu hinreichend sind.

Beide haben nur auf den Schaden des Pferdedungs, aber nicht auf den Schaden gedacht, den diese Thiere der Erde durchs Laufen erregen.

Für diesen hilft weder Ochse, noch Kuh; der Pflug allein wäre das Mittel, das ihn gut machen würde, wenn man ihn überall einsetzen — überall brauchen könnte.

Aus dem, was ich bisher von der Auswahl der Oerter gesagt habe, wo Gestüte angeleget werden sollen, sieht man, wie vielerley Wissenschaften, Aufmerksamkeit, Klugheit, Erfahrung und Uiberlegung bei dieser Auswahl nothwendig sey.

Nicht Zufall: nicht muthmaßliches Glück: Kenntnisse werden dazu erfodert. Ohne die letzten: ohne einen gesunden, und der Natur der Pferde angemessenen Platz, sind alle Bemühungen vergebens, ein gutes Gestüte zu erhalten.

Gebürge und ebene Gegenden — wenn beide zusammen kommen und miteinander verbunden werden können, haben bei einer solchen Wahl einen doppelten Werth.

Die ersten, oder ebenen Plätze gibt man in dem Fall, von dem ich rede, den tragenden und Mutterstuten zur Weide; die bergigten und rauhen hingegen den ein- zwey- und dreyjährigen Füllen.

Nur muß man sich hütten, solche Oerter zu wählen, wo die ebenen Gegenden im Frühjahr, in nassen Sommern ꝛc. Uiberschwemmungen, und bei trockenen der Dürre und dem Futtermangel ausgesetzt seyn könnten.

Sandigte Oerter geben — obschon sie in andern Betracht für die Natur der Pferde gesunde

sunde Gegenden sind, keine gute Gestütsplätze ab. Die Pferde lieben zwar den Sand, aber nur, um sich in demselben wälzen und sielen zu können, aber keineswegs um ihr Futter darauf zu suchen, obschon sie es wegen seiner Süße grün und trocken gerne fressen — wenn es nicht staubig ist.

So nöthig für Gestüte gute Pferdeweiden und gute Nahrung sind, so nöthig ist gutes Wasser, Schatten, Sträuchwerk, kleine und helle Gebüsche von solchen Bäumen, die keine Nadeln, sondern Blätter tragen. Kiefern, Fichten, Tannen u. d. g. schicken sich nicht dazu.

Alle diese Bäume, die nadlichten sowohl, als die vom Blättergeschlecht — wenn sie anders ein wenig dicht beisammen stehen, hindern das Wachsthum des Grases und geben ihm wegen den Schatten nicht blos einen unangenehmen Geschmack, sondern auch Eigenschaften, die der Gesundheit nachtheilig sind. Die Nadeln, die die ersten fallen lassen, machen die Plätze unrein, stachlicht, dürre, glatt; die Stämme selbst verkleistern und umrinden

wegen ihres flüssigen Harzes, die Pferde, so oft sie sich daran reiben, oder auch nur von weitem sie berühren.

Wo die Natur keine kleine Wälder angeleget hat, sollte sie die Kunst anlegen; allein diese Kunst ist langsam, ist schwer, ist theuer, deswegen müssen Unterstandshütten die Stelle derselben vertreten.

Wo es keine fliessende Wässer gibt, sollte man keine Gestüte — wenigstens keine große, anlegen. Will man es dem ungeachtet thun, so müssen Brünne gegraben, Schöpfen gemacht, Tröge geleget werden, um einigermassen die Stelle der ersten zu ersetzen; ich sage einigermassen; ganz ersetzen sie wegen der vielen Unbequemlichkeiten die Stelle der fliessenden Wässer nie.

Auch darf man in den Gestüten die natürlichen oder künstlichen Schwemmen und die Sandplätze zum Sielen nicht vergessen; die Pferde sind ihrer Natur nach in dem Stücke den Lerchen und Enten ähnlich; sie lieben Wasser und Sand. Kurz, man muß auf al-

les

les sehn, auf alles sein Augenmerk richten, was auf Bequemlichkeit, auf Gesundheit, auf das natürliche Vaterland der Pferde Einfluß hat.

In welchem Monate die Mütter mit ihren Füllen im Frühjahr ausgetrieben, und im Herbste nach Hause genommen werden sollen, kann ich hier nicht bestimmen; das eine und das andere hängt theils von der Lage der Länder, theils von der Lage der Weiden, theils von der Witterung ab.

Am besten ist es, wenn beide nicht eher ausgetrieben werden, bis der Bergschnee zerschmolzen, die Witterung beständig und heiter, das Wasser gereiniget ist, und das junge Gras seine erste Weiche verwachsen hat.

Ohne diese Vorsicht wirken Witterung, Nahrung und Wasser sowohl in die Körper der Mütter, als in die Körper der Füllen mit allzu großer Gewalt. Die Mütter werden krank und ihre Füllen verderben, ohne daß man sie retten kann.

Nach Hause muß man sie nehmen, oder auf bessere Plätze treiben, sobald im Herbste das Gras zu wenig zur Weide wird: sobald es seine Kraft verliert, oder die Eindrücke der Witterung zu heftig in die Körper der Füllen wirken.

Endlich ist noch zu bemerken, daß für jeden Trupp Füllen und Stuten nicht nur eine gewisse Anzahl Hütter erfodert werde, von welchen einige beritten seyn müssen, wenn die Weiden in Wildnissen liegen: sondern daß auch in jedem Sammelplatze Unterkunft für die Hütter, Wohnung für den Gestütsschmied, den Oberaufseher, und ein Stall vorhanden seyn müsse, in welchem die kranken Thiere verwahrt und gesund gemacht werden können.

Zweites Bruchstück.

Von wilden Gestüten.

Wilde Gestüte bestehen aus einer großen, oder kleinen Heerde von Stuten, Hengsten und Füllen, die einen Platz bewohnen, auf welchem sie Tag und Nacht, Sommer und Winter sich selbst überlassen bleiben.

Mit Grunde könnte man diese Gestüte künstliche Pferdekolonien nennen, die zum verwildern angelegt werden.

Die Länder, in welchen man heut zu Tage dergleichen Gestüte findet, sind Polen, Rußland und Ungarn. Aber auch in diesen gibt es nicht viele. Diejenigen aber, die wenigere Menschen bewohnen, als die erst erwähnten, in diesen gibt es nicht nur viele, sondern auch sehr große wilde Gestüte. Der Herr Major v. Cavalar versicherte mich, daß er in Zirkassien, in der Tartarey Zuchten von 20 bis 30000 gesehen habe.

Länder, die viele Einwohner haben, vorzüglich diejenigen, in welchen der Ackerbau blüht, schicken sich für dergleichen Gestüte nicht, besonders diese nicht, die keine Inseln, keine Thiergärten, oder andere Plätze haben, die man zu irgend was Besserm verwenden kann.

Von den ersten — den Thiergärten — würde man in Deutschland viele finden, die sich vortreflich zu wilden oder halbwilden Pferdezuchten schickten. Ich selbst habe verschiedene gesehen, die sich mit Nutzen dazu verwenden ließen: die in Ansehung ihrer Lage, ihrer Weiden und Wässer sowohl, als in Ansehung ihrer übrigen guten Eigenschaften meine Aufmerksamkeit rege machten.

Lage und Größe und Klima — und Sommer- und Winterfutter, Uiberschwemmungen und Schnee, Mißjahre ꝛc. verdienen in der Auswahl eines solchen Ortes große Aufmerksamkeit, weil sie auf die Gesundheit, folglich auf die Erhaltung der Thiere Einfluß haben. Besonders aber verdient sie die Zahl, die man erhalten will, nebst dem Umstande, daß

die Gestütweiden nicht besser, sondern von Jahr zu Jahr schlechter werden, wenn anders die Plätze nicht groß und nach der Menge der Pferde, die man bis ins vierte, fünfte Jahr erhält, nicht breit genug abgemessen wird.

Leicht, sehr leicht wird in dem Fall der ganze Zweck verfehlt. Daher ist es gut, daß das Werk nicht groß, sondern klein und sicher angefangen werde.

Eben so wichtig ist die Sache in Ansehung der Auswahl der Zuchtältern, die den Stamm des Gestüts erhalten — ihre Geschlechter fortpflanzen sollen.

Fast immer werden bei dieser Wahl die größten Fehler begangen. Fast immer werden bei Errichtung dieser Pferdekolonien die Pferde aus vielerley Gattungen gewählt, gemischt und zusammengesetzt.

Wie dieses immer geschieht, oder geschehen mag, sollte wenigstens darauf gesehen werden, daß die Zahl der Heugste, die für die Zahl der Stuten nöthig ist, auf einmal

zusammen gebracht, und auf einmal ausgelassen werde. Diejenigen Hengste, die nach der Zeit in das Gestüte gelassen, oder zur Heerde gebracht werden, müssen ihre Freyheit durch Wunden, durch Schläge, durch Bisse, mit Todesgefahr von den ersten Bewohnern erkaufen. In diese Gefahr fällt jedes neu angekommene Pferd, vorzüglich aber jeder Hengst, der ins Gestüt gelassen wird.

Kein Fremder wird angenommen; kein Schwächling kommt hinein, so lang die ersten Bewohner ihr Recht und mit diesem ihre erhaltene Freyheit vertheidigen können.

Ein allgemeiner Bund — wenn ich ihn so nennen darf, streitet wider alle Thiere, die mit den ersten in keiner Verbindung stehen; aber auch bei den ersten wird kein's in die Gesellschaft genommen, das nicht im Streit, im Kampfe bewiesen hat, daß es seine Rechte fühlt und zu erhalten weis.

Daher geschieht es, daß die ausgewachsenen, die bösen und starken Hengste die furchtsamen, die weniger starken und jungen

Hengste, die mit ihnen ausgelassen werden, entweder umbringen, oder zu Krippeln machen, oder so lange verfolgen, bis sie endlich die Heerde verlassen, und ohne Stuten und ohne Nutzen einzeln die wüsten Felder durchirren.

Eben dieses Schicksal haben einzelne Hengste zu erwarten, die sich durch Zeichen oder Farben, oder Haarglanz, oder Art von den übrigen Hengsten und Stuten unterscheiden; diese werden fast immer oder umgebracht, oder von der Heerde verjagt, wenn sie sich nicht durch Stärke, oder durch Muth von den übrigen Hengsten und Stuten unterscheiden. *)

Vorhergegangene Bekanntschaft thut in dem Fall etwas, aber doch nicht alles. Ein Schimmel z. B. der noch so lang in einem und dem nämlichen Stall unter Rappen gestanden und im Stalle von den Rappen ge-

*) Dies sind Erfahrungen, die alle diejenigen wissen, die auch nur einige Kenntniß von wilden Gestüten haben.

litten worden ist, wird von den letzten im Anfange verfolgt, wenn er mit ihnen auf die Weide gelassen, besonders aber, wenn er mit den Rappen in ein wildes Gestüte gegeben wird.

Noch übler, als den Schimmeln geht es in dem Fall den Tiegern, den Hermelinen, den Schecken. Alle diese Thiere werden nicht nur von den Rappen, sondern auch von den Braunen, den Füchsen und den übrigen Pferden gehaßt, die keine gemischte Haare haben. Selbst die Stuten leiden die Hengste von denen Farben nur in dem Fall, wenn sie keine andere Hengste haben: und wenn sie sie auch leiden und von ihnen begattet werden, empfangen doch nur wenige von ihnen. Es ist eine Regel, die ich aus der Erfahrung und aus Gestütsregistern weis, daß sich die Unfruchtbarkeit zu den Haaren, wie der Abscheu zum Grade des Ekels verhält.

Die Ursache von dieser Antipathie und der daraus folgenden wenigern Fruchtbarkeit der Thiere, suche ich nicht blos in den Farben, im Glanz und im Schimmer der Haare,

ich

ich suche sie im Wesen der Theile, in ihrem Urstoffe, in der Grundmaterie des Körpers; ich suche sie im Blute, in der Saamenart; ich suche sie im Gefühl, in der Verschiedenheit der Arten — in der Verschiedenheit der Thiere selbst.

Daß die Haare und ihr Glanz etwas zur Abneigung beitragen können, wiederspreche ich nicht; beide wirken auf die Sehkraft, weil sie in die Augen und folglich in die Nerven wirken; daß sie aber nicht alles beitragen, und daß sie nichts weniger, als die Hauptursache sind, verrathen die blinden Pferde. Wer die letzten beobachten will, wird finden, daß sie, obschon sie die Kraft zu sehen verloren haben, dennoch das Gefühl und mit diesem den Hang behalten, welchen wir bei den Sehenden sowohl in der Neigung und Abneigung, als in Betracht der Fruchtbarkeit bemerken.

Wer diese Verschiedenheit kennt — ich meine die Verschiedenheit des Blutes, des Saamens, der Rasse — dem wird es nicht schwer fallen, zu entscheiden, woher die Ver-

schiedenheit der Haare, die Verschiedenheit ihrer Farben, ihres Glanzes, die Neigung und Abneigung, die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Thiere entsteht.

Was sind alle diese Verschiedenheiten anders, als reine, oder gemischte Produkte des Urstofs, als Früchte des Saamens, als Grundkeime, die ihre Wurzeln im Blute haben.

Nicht nur die Körper- und Gliedergestalt, die Erbkrankheiten, die Erbfehler, die guten und bösen Eigenschaften der Thiere liegen im Saamen, im Urstoff, im Blute: auch die Farbe und der Glanz der Haare, die Farbe und der Glanz der Augen, das schwache und starke Gesicht, alles: alles sage ich, liegt in der Natur des Blutes, liegt in dem Saamen als Keim, als wirklicher Saame verborgen, der sie entwickelt.

Die Lehre der Alten war — wenn wir sie in diesem Punkte mit der Natur und mit Erfahrungen vergleichen, nicht so widersinnig, als unsere Vorgänger glaubten; am wenig-

nigsten war es die aristotelische, die behauptet, daß der thierische Saame nicht blos von einem Theil, oder von einem Gliede des Körpers herkäme: sondern daß er, wie der Saame der Pflanzen aus allen Theilen entspringe, von allen Keime, von allen Urstoff enthielte, und zwar die nämlichen Keime, die nämliche Grundmaterie, die der Art der Thiere oder der Gattung der Pflanzen und ihrem Wesen eigen wäre.

Wer den Gang der Natur bemerkt und ihre Ausdrücke beobachtet hat, muß bei der Erwägung dieses aristotelischen Satzes die Sprache der Natur erkennen. Ich fühle dabei mehr, als ich sagen kann. Ich fühle Wahrheit, ich empfinde das Uiberzeugende, das darinnen enthalten ist. Ich übersehe mit einem Blicke das ganze große Werk der Körperorganisation. Ich sehe ihre Entwicklung; ich sehe alle Keime, aus welchen die Theile entstehen. Ich finde die Aufschlüsse, die Begriffe, woher sie kommen; warum sie bei diesem so, bei jenem anders sind. Ich begreife, warum das Gleiche mit Gleichem in Verwandtschaft, und warum das Ungleiche mit dem

Gleichen nur in dem Grade in Verbindung steht, als es ihm nahe kömmt. Kurz, ich glaube zu sehen und zu empfinden, was ich ohne diese Betrachtung weder erblicken noch empfinden kann.

Ich denke nicht, daß ich mich bei dieser wichtigen Materie zu lange verweile, wenn ich hier noch einige Umstände erwäge, die zwar nicht für alle Leser, aber doch zur Sache gehören. Es ist die Ableitung der mehr oder wenigern Verwandtschaft, in so weit ich sie aus der Gleichheit und Ungleichheit des Körperbaues: aus der Verschiedenheit der Pferdearten und Rassen, und aus der Verschiedenheit der Haare bemerket zu haben glaube.

Ich rede hier vorzüglich von den Stuten. Ich betrachte sie nicht in dem Stande, wo sie rossen, sondern in dem, wenn sie keinen Henst verlangen, wenn ihr Blut ruhig, ihr Fleisch ohne Leidenschaft ist. Ich rede von diesen und nicht von den Hengsten, weil die letzten zu allen Zeiten: weil sie fast immer Begattungsreiz fühlen und wegen diesen Reiz allen Stuten nachgehen, ohne daß man genau

be-

bestimmen kann, mit welchen sie die meiste Verwandtschaft haben.

Eben so verhält es sich mit den rossenden Stuten. Ihr erhitztes Blut hindert sie alsdann in der Wahl; sie stehn — wenn es am wärmsten ist, jedem Beschelter, der ihnen am nächsten ist, obschon sie deswegen nicht von jedem, sondern nur von dem am gewissesten trächtig werden, mit dem sie in Absicht ihrer Natur, ihrer Raß- oder Saamenart die meiste Gleichheit haben.

Wenn man demnach von der ächten Verwandtschaft der Stuten mit den Hengsten was sicheres wissen will, ohne auf die Gleichheit der Haare und die Verwandtschaft der Rassen zu sehen, ist es nöthig, daß man seine Beobachtungen im Stall, oder auf der Weide mache, wenn sie nicht rossend sind.

In dieser Lage täuschen sie nicht. Die Hengste, die sie alsdann am besten leiden können, bei denen sie gerne sind, denen sie nachgehen, die sie lieben, suchen: diese sind es, mit welchen sie in Rassenverwandtschaft, in

Blutsverwandtschaft stehen und von welchen sie (wenn sie anders keine Huren sind) am sichersten empfangen: am gewissesten fruchtbar werden.

Wenn diejenigen, die beobachten wollen, das, was ich eben sagte, beobachtet haben werden: ohne dabei strenge an Arten und Rassen und Haare und Farben zu denken: diese bitte ich, daß sie sich alsdann heimlich fragen — wie sah die Stute aus, die sich aus eigenem Triebe zu diesem oder zu jenem Hengste gesellte? Wie war ihr Körperbau, wie war ihre Farbe, wie ihre Haare beschaffen? Wie verhielten sich diese Eigenschaften mit den Eigenschaften des Hengstes, dem sie gut war; dem sie anhieng, liebte, suchte? . . . Wenn ein solcher Beobachter die von mir angezeigte Gleichheit in Ansehung der Art, der Gattung, der Leibesgestalt, der Haare u. s. f. bemerkt — wenn er nicht findet, daß die Verwandtschaften, welche ich angegeben habe, existiren, sage er mir ins Gesicht, daß ich gelogen habe.

Leute, die nicht denken und nicht beobachten können, fordre ich hier nicht auf. Auch werde ich mit keinem von dieser Sache reden, der kein Pferdekenner, das heißt, kein ächter Rassenkenner ist; der nicht weis, was Art, was Gattung, was Saamen, was Blut, was Paaren, was Mischen, was Bastarden und was Originalpferde sind. Diese Männer würden die Zeit mit mir, und ich würde sie mit ihnen verlieren; wir würden miteinander reden, und keiner den andern verstehn.

So stark die wechselweise Liebe, die Anziehungskraft und der Hang bei den Thieren in Ansehung der übereinstimmenden Körpergestalt und der Farben der Haare ist, ist es gleichwohl nicht möglich, die Grade zu bestimmen, wie sich die Neigung der beiderley Geschlechter und mit dieser die Fruchtbarkeit verhalte. Die Hauptursache davon suche ich in dem gemischten Blute, in der Verpaarung, in der großen, in der unzähligen Menge Bastarden im Pferdegeschlecht. Originalthiere giebt es im gesellschaftlichen Leben nicht nur äusserst wenige: in Europa giebt es vielleicht

kei-

keine, die im strengen Verstande diesen Namen verdienen.

Der Beweis davon ist: daß von Raben, oder Rappen, Schimmel; von Braunen, Rappen; von Füchsen, Braune, und von andern, Füllen von andern Haaren fallen, obgleich die Stuten und die Hengste einerley Haare haben.

Eben diese Ursache ist wahrscheinlicherweise Schuld, daß sich die Schimmelstute zum Rappen, die Hellbraune zum Fuchse etc. gesellt; daß wir unter diesen verschiedenen Gattungen und Farben Neigung, Hang, kurz, daß wir Verwandtschaften sehen, die wir nicht finden würden, wenn die Pferdearten nicht so sehr vermischt, verpaart, verbastardiert wären. *)

Ich

*) Was ich hier vom Pferdegeschlechte sage, ist auch von den übrigen Hausthieren wahr. Sie sind alle verpaart, alle verbastardiert. Die Menschen verderben alles — sagt Rousseau. Und gleich-

Ich habe bemerkt, daß in England und in Dänemark die Stuten leichter empfangen; daß in diesen Ländern verhältnißmässig der Zahl die jährlich belegt wird, wenigere gelt gehen, als bei uns. Die Ursachen davon scheinen mir folgende zu seyn.

Einmal sind diese Völker geübter im Paaren als wir — vorzüglich die Engländer. Zweitens kennen sie den Grad der Hitze der rossenden Stuten besser, als die gewöhnlichen Pferdezüchter. Drittens sind ihre Hengstführer oder Beschellknechte, Meister in ihrem Amte. Viertens haben die Engländer wenig Farbenmischung, wenigere Gattungen, und was das Hauptsächlichste ist: mehr Gleichheit unter ihren Pferden, als wir.

Ihre

gleichwohl ist noch Naturgang, noch Instinkt bei diesem großen Verderben. Ich sehe es an den Vögeln; ich habe es an den Hunden bemerkt, und was ich bei diesen gesehen habe, seh ich in der ganzen Natur, so weit meine Augen sehn. Besonders aber habe ich bemerkt, daß die Thiere mehr fühlen, als sehen.

Ihre Bauernpferde sind alle schwarz, und nach den Arbeiten, höchstens in drei Klassen in Ansehuug des Schlages getheilt. Ihre Reit- und Wagenpferde sind fast alle von hellbraunen Haaren. Diesen folgen die Füchse. Schimmel haben sie wenige. Tiger und Hermeline und bizare Farben keine. Dies ist zwar eine von den unbekannten, aber keine von den unwichtigeu Ursachen, warum die Fruchtbarkeit der Pferde in England und in allen Ländern, in welchen die Zuchten regelmäßig getrieben werden, weit größer ist, als in andern Ländern und besonders in unregelmäßigen Gestüten.

Die Verwandtschaft, die ich hier in Ansehung der Farben, der Arten und Gattungen der Pferde — wegen der Zuchten, vorzüglich aber wegen der mehr, oder wenigern Fruchtbarkeit betrachte, bezieht sich nicht blos auf die Pferde, sie bezieht sich auf die Menschen, sie bezieht sich auf alle Thiere. Nicht ich, die Natur lehrt sie in allen Winkeln, so weit sich ihr Gebiet erstrekt; sie zeigt sie bei den

Vö-

Vögeln, bei den Hühnern, bei den Tauben: sie zeigt sie bei allem Vieh.

Wer diese Wahrheit erwägen: wer sie ächt beobachten wollte, würde in wenigen Jahren über die Neigung und Abneigung der Thiere: über ihre Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, mit eben der Leichtigkeit eine Verwandtschaftstabelle entwerfen, die so gut, die eben so richtig wäre, wie jene, die die Chemiker entworfen haben.

Ohne mir die Mine zu geben, diese große Sache zu wissen, wage ich es, so viel davon zu sagen, als mir mein Gedächtniß Reste übrig gelassen hat.

Der Glanzrapp, der von Glanzrappen einen alten Ursprung hat (einen alten sage ich) ist am fruchtbarsten, wenn er sich mit einer Stute vom Saamen der Glanzrappen begattet.

Mit Sommerrappen zeugt er wenigere Füllen. Mehr bringt er hervor, wenn man ihn mit schwarzbraunen Stuten paart. Minder

der fruchtbar ist die Zucht, wenn man eben diesen Hengst mit hellbraunen Stuten begattet: am unfruchtbarsten wird sie, wenn man den Glanzrappen zu Fahlbraunen gesellt.

Hellbraune Stuten mit hellbraunen Hengsten begattet, sind unter allen Farben die fruchtbarsten Pferde, die ich kenne. Ich ziehe sie den Apfelschimmeln vor, obschon auch diese sowohl unter sich, als mit andern Farben gemischt viele Füllen erzeugen.

Wer die hellbraune Rasse veredeln will, ohne die Fruchtbarkeit zu schwächen, paare die Stuten mit goldbraunen Hengsten.

Schade ist es, daß wir in Deutschland weder Goldbraune, weder Goldfüchse haben. Wer diese Haare nicht in ihrer vollkommenen Schönheit gesehen hat, hat keinen Begriff davon. Die Pferde, die man in Deutschland, in Frankreich und in Dännemark Goldbraune Pferde nennt, sind keine; es sind

hell-

hellbraune, die ein wenig glänzen oder schimmern.

Wahre Goldfüchse und Goldbraune habe ich nur in England und zwar nur unter den sogenannten Raßpferden gefunden. Die ersten — die Goldfüchse — schimmern wie pollirtes Gold; die zweiten, oder die Goldbraunen glänzen eben so schön. Ihre schwarze Mähnen, Schweif und Schenkel, übertreffen in der Schwärze die Seide, so wie sie in ihrem Glanze Atlaß übertreffen.

Ich kenne keine schönere und keine edlere Haare, auch keine schöneren und dauerhafteren Pferde in der Natur, als die Goldfüchse und die Goldbraunen sind.

Die fruchtbarsten nach den Braunen sind Apfelschimmel. Nach diesen sind es die Füchse und die Falben, besonders sind es die Glanz- oder Schimmerfalben und die Metallfüchse, wenn man sie mit gleichen Stuten paart.

Von der Fruchtbarkeit der Schecken, der Mohrenköpfe, der Rothschimmel, der Eisen-

schimmel, der Fliegenschimmel, der Forele und anderer Schimmelarten kann ich nichts bestimmtes sagen; ich habe keine Erfahrungen davon.

Die unfruchtbarsten unter allen Pferdearten und Farben sind die Weißgebohrnen, oder die Atlasschimmel mit gelben Lippen und gelben Hüfen; die Milchschimmel mit schwarzen Lippen und schwarzen Hüfen; *) die Herme-

*) Die weißgebohrnen oder Atlasschimmel mit gelben Lippen und Hüfen: desgleichen die Milchschimmel mit schwarzen Hüfen, habe ich ausser dem königl. Dänischen Gestüte zu Friedrichsburg in keinem Gestüte — und ausser dem Hofstall zu Koppenhagen in keinem Stalle gefunden. Beide Gattungen hält und führt der König als Staatswagenpferde. Die größten Kenner und die besten Bücher haben gezweifelt, ob es Schimmelarten gebe, die weiß gebohren würden. Ich bin 1775 bei vier oder fünf Geburten von den zwei eben erwähnten Gattungen gewesen; ich habe die jungen Thiere aus den Leibern ihrer Mütter drücken gesehn. Die Atlasschimmel kommen alle weiß auf die Welt; die Milchschimmel aber werden schwarz gebohren; doch bleiben die letzten nur etliche Wochen schwarz. Nachdem werden sie grau und etliche Monate darnach sind sie weiß, wie

melin; die fahlbraunen mit grauen Schenkeln; die Semmelfalben und mit ihnen die Tiger.

Wenn nicht alles, was ich über diese Materie sage, neu und unbekannt ist, ist es doch das meiste. So sehr ich an andern Ruhmsucht und Lügen hasse, so wenig wünsche ich, wie ich dies niederschreibe, daß ich mich selbst gelobt, oder daß ich gelogen habe. Ist hingegen das, was ich hier sage, wahr und neu, so habe ich einen andern, einen weit wichtigern Wunsch.

So wünsche ich, daß sich meine Landsleute und alle, die Mangel an Pferden haben, künftig von der Pferdezucht — von diesem nützlichen, diesem nothwendigen, diesem schönen Theil der Thierarznei und der Naturgeschichte bessere Begriffe machen, als sie sich bisher davon machten.

wie Milch. Beide sind sehr unfruchtbar, besonders aber sind es die Atlasschimmel. Der königl. Gestütmeister Herr Schäfer, versicherte mich dazumal, daß er von 3, 4, belegten Stuten sehr selten mehr, als ein einziges Füllen bekäme.

Ich wünsche, daß sie sie mit andern Augen ansehn, als mit denen sie sie bisher betrachteten: daß sie bessere Leute dazu verwenden, als gemeine Bereiter, als Schmiede die nichts wissen, als Kutscher, als Stallknechte, als Laufer, als Leute die weder Sinne, weder Begriffe haben, aus denen was werden kann.

Die Sprache, welche die Thiere durch ihre Neigungen reden, ist nicht für jeden verständlich; sie fordert Beobachter, Fleiß, reinen Menschenverstand.

Wie lang mußte ich sehen, ehe ich sah, daß sich nur das Gleiche zum Gleichen schickt; daß die fruchtbare Taube nicht mit jedem Tauber, sondern nur mit dem, der von ihrer Art, von ihrer Gattung ist, eine fruchtbare Taube wird.

Was hat mir in diesem Fache das leichteste, das sinnlichste, was jedes Menschenauge sieht, für Mühe und für Forschen gekostet, daß von zwei ungleichen Gattungen Thieren, die ihr Geschlecht fortpflanzen, Bastarden entwi-

wickelt werden, die weder dem Vater, weder der Mutter gleichen, und doch beiden ähnlich sind.

Wer fühlen kann, der fühle, was in der Natur geschieht. Sie lehrt uns, was sie thut; sie zeigt uns, was wir machen; sie schrei't über unsere Künste.

Wer paaren lernen will, lerne es von ihr! Nicht die zahmen: die wilden, die sich selbst überlassenen, die unverdorbenen Thiere sind die Lehrer, die ächt, die rein, die praktisch unterweisen, wie wir der Natur nachahmen sollen.

Es ist nicht genug, daß wir dem Vogel, dem Fische, dem Thier irgend ein Weibgen zugesellen, weil es ein Weibgen ist. Der Hänfling, der Stiglitz und die übrigen verhurten Vögel begatten sich nicht mehr mit den Weibgen aus dem Kanariengeschlecht, wenn ein Weibgen von ihrer Art im Gebauer, oder im Zimmer wohnt, in welchem sich der Stiglitz, oder der Hänfling mit dem Weibe des

Kanarienvogels befindet; wenigstens ist mir das Experiment nie gelungen.

Die Betze begattet sich mit jedem Hunde, wenn sie recht läufig ist; und gleichwohl läßt sie sich (auch in der größten Hitze) unter den vielen Werbern, die ihr nachlaufen, von keinem, als von dem Hunde begatten, der von ihrer Art, oder von ihrer nächsten Gattung ist — wenn sich anders einer davon unter den Mitwerbern befindet, die mit ihr die Gassen durchstreichen. Ist aber keiner unter diesen Liebhabern dabei, so ergiebt sie sich oder dem stärksten, oder dem herzhaftesten, der sich alsdann in der Gesellschaft befindet.

Was hier bei den Hunden geschieht, geschieht auch bei den Pferden in zahmen und wilden Gestüten. Jede sich selbst überlassene Stute wählt und ergiebt sich dem Hengste, der ihr am besten gefällt; dieses ist immer derjenige, mit welchem sie im Innern die meiste Verwandtschaft hat; die andern sind ihr oder gleichgültig, oder verhaßt. Am

mei-

meisten vertheidigt sie sich gegen die, mit welchen sie die wenigste Aehnlichkeit hat. Gegen diese vertheidigt sie sich auch da noch, wenn sie einen Hengst bedarf, das heißt, wenn sie im Rossen ist; nur damals begattet sie sich mit Beschellern von dieser Art, wenn sie keinen andern hat.

Obschon diese Sätze wahr und aus der Natur gehoben sind, können doch die wilden Stuten ihre Hengste selten oder niemals nach der Verwandtschaft ihres Blutes, oder ihres Hanges wählen. Fast immer werden sie gezwungen, sich von dem bedecken zu lassen, den sie vom Zwang erhalten.

Die Ursache habe ich oben gesagt. Es ist diese, daß die Hengste, die man ihnen gibt, einander verfolgen, bekämpfen, bekriegen; daß die starken und die bösen — die schwachen und diejenigen, die sie nicht leiden können, verjagen, verletzen, tödten. Jeder neue Hengst, der in ein wildes Gestüt gelassen wird, muß entfliehn, weil ihn die alten (sollten sie auch nur erst etliche Tage Be-

wohner des Platzes seyn) oder verjagen, oder ums Leben bringen. *)

Dies ist die Ursache, warum die Stuten in wilden Gestüten nicht den, oder die Hengste wählen können, mit denen sie Verwandtschaft haben, sondern diejenigen wählen müssen, die von denen, welche am ersten ins Gestüt gelassen werden, übrig bleiben.

Daher kömmt es, daß die wilden Zuchten nicht so verbessert werden können, wie man will, oder wie es nöthig wäre. Deswegen sind sie nicht so fruchtbar, nicht so nützlich, so gut, als man es glaubt. Dies ist die Ursache, daß zur Anlegung eines wilden oder eines zahmen Gestüts ein erfahrner Mann, ein denkender Kopf, ein Forscher,

ein

*) Fast eben so geht es den Stuten von Seiten der Stuten; jede neu eingelassene wird von ihrem Geschlecht beinahe eben so verfolgt, wie jeder neu eingelassene Hengst von den Hengsten in wilden und zahmen Gestüten verhaßt und verfolget wird.

ein Kenner, kein Maulmacher, sondern ein Meister erfordert werde.

Wunderbar ist es, daß die Stuten, die auf solche Weise von den Hengsten bezwungen und erobert worden sind, nicht nur selbst, sondern auch die Füllen, die sie zeugen, immer bei dem Hengste bleiben, der sie bedecket hat. Wenn das letzte geschehen ist, dann ist alles geschehen, was zur Verbindung nöthig ist.

So viel sich demnach Stuten freywillig, oder gezwungen an jeden von denen, mit ihnen in die Freyheit gesetzten, Hengst anschliessen, oder ergeben, machen in Zukunft eine eigene Trupp, oder eine eigene Familie aus. Immer ist der Bescheller mit und unter ihnen. Nie darf sich ein fremder Hengst dieser Trupp, oder Familie nähern, uud nie darf eine von diesen Stuten den Hengst und die Gesellschaft, in der sie steht, verlassen, so lange sie der Bescheller übersehen kann.

Wie sich eine Schaar, oder eine Heerde verhält, so verhalten sich alle übrige Heerden.

Jede wählt sich ihre besondere Gegend, ihre eigene Aufenthaltsörter; jede Unterabtheilung macht eine besondere Gesellschaft aus. Nur dann ist im gewissen Betracht eine Art von Gemeinschaft unter ihnen, wenn sie sich gegen Feinde zu vertheidigen haben, die stark — die für alle gefährlich sind.

Nach dem bisher gegebenen Plan leben die sich selbst überlassenen Pferde zwei bis drei Jahre fort, sind fruchtbar und gedeihen, ohne daß sich was merkbares im großen Naturgange ändert. Nach der Zeit aber entwickeln sich Unruhen, Eifersucht, Liebes- und Leidenschaftshaß. In den jungen Hengsten entstehen die Begattungstriebe; sie wollen sich, sie wollen ihr Geschlecht fortpflanzen, und ihre Väter lassen es nicht zu; sie eifern mit ihren Söhnen, sie schlagen, sie verfolgen sie, besonders diejenigen, die nicht von ihrer Farbe von ihrem Leiste, von ihrem Temperamente sind.

Folgender Erfahrungssatz soll über diese und andere unbekannte Wahrheiten, zu deren Erforschung hier Winke enthalten sind, so viel

Licht

Licht verbreiten, daß sie fühlbar werden. Ich habe sie von einem Seher empfangen *) der die Natur und die Gestüte nicht mit der gelehrten Brille, sondern mit seinen eigenen gesunden Augen bemerket. Es ist folgender:

In dem größten unter den wilden Gestüten in Ungarn (in dem gräfl. Andrasischen) wurde ein Bescheller, der eine Stute von einer fremden Familie bedeckte, von dem Hengste, dem diese Stute zugehörte, in währendem Akte überrascht. Der Hengst, dem die Stute entführt worden war, schlug auf den Verführer und zerschmetterte demselben, da er eben von der Stute stieg, seine noch steife Ruthe dergestalt, daß er sie kurz darauf durch den Brand verlor.

Da dieser Bescheller (Kehul hieß er und war ein Rapp ohne Zeichen) seine Stuten aus Mangel des verlornen Gliedes nicht mehr bedecken konnte, wendeten sich seine Weiber theils

*) Von dem Herrn Rittmeister v. Czekonics.

theils an junge Hengste aus ihrer Familie, theils an fremde Bescheller aus eben diesem Gestüte.

Kehul wehrte sich sowohl gegen seine Söhne, als gegen die fremden Hengste, und suchte die Stutenfamilie, von der er Führer war, so lang er konnte, zu erhalten, ohne sie von irgend einem fremden bedecken zu lassen. Da es ihm aber nicht mehr möglich war, überließ er sein Amt unter seinen sechs dreyjährigen Söhnen (die aus zwey Rappen, einem Schimmel, und drey Braunen bestanden) demjenigen von den beiden Rappen, den unser Beobachter bei der Untersuchung der Sache dem Vater so bildähnlich fand, als ob dieser Sohn der Vater selber wäre.

Nur dieser junge Kehul allein durfte die Stuten in der Familie bedecken, und zwar in seiner Gegenwart; sobald sich aber einer unter seinen übrigen fünf Söhnen einer Schwester, oder einer von seinen Weibern nahete, verfolgte ihn der Vater durch Schläge und durch Bisse so, wie er die übrigen fremden im

Gestüte verfolgte, die sich seiner Schaar, oder seiner Familie näherten.

Von dieser Begebenheit, sagte mir der Herr Rittmeister, bin ich Augenzeuge gewesen. Auch Augenzeuge von der, daß dieser Familienvater diesen Sohn gegen seine Brüder vertheidigte, bisse und schlug, wenn sie ihren Bruder Kehul im Bedecken der Stuten stöhren wollten.

Zwischen den Stuten entsteht ein ähnlicher Haß; doch ist dieser im allgemeinen genommen, nicht so bitter, nicht so groß, als er unter den Hengsten ist. Der Herr Rittmeister v. Czekonies hat bemerkt, daß die Mütter diese Eifersucht gegen ihre Töchter nicht länger unterhalten, bis sie drey Jahr alt sind. Bis zu dieser Zeit dürfen sie nach seiner Beobachtung — weder die jungen Hengste, weder die Väter belegen.

Mit drey Jahren aber verlieren die Mütter ihre Eifersucht; allein die Väter behalten sie sowohl gegen fremde Hengste, als gegen ihre eigene Söhne; sie lassen keinen zu ihren

Töch-

Töchtern, so lang sie die letzten nicht nur selbst begatten, sondern auch ihre Söhne durch ihre Kraft von andern Stuten abhalten können. Auch in diesem sind die Pferdeväter den Vätern der Hunde gleich.

Daher kömmt es, daß sich die alten Hengste, in wilden Gestüten, in wenig Jahren sowohl mit den alten Stuten, als auch mit den Jungen (mit ihren Töchtern) abmatten, erschöpfen, verderben, zu Grunde gehn, oder wenigstens unfruchtbar werden; daß die Füllen, die sie in diesem schwächlichen Körperzustande zeugen, abarten, Schwächlinge bleiben, keine dauerhafte Pferde werden; daß von einer großen Zahl Stuten nur wenige empfangen; daß sich die Fehler, die Mängel und Gebrechen der Väter (in so ferne sie welche haben) in ihren eigenen Stämmen verbreiten, versaamen; daß sie darinn feste und tiefe Wurzeln schlagen.

Bei dieser Lage der Sachen ist vieles in Erwägung zu ziehen, wenn man dem Schaden vorbeugen will, der nothwendig folgen muß, wenn nicht bei Zeiten geholfen wird. Das

vor-

vorzüglichste davon ist, daß man die alten Beschеller, oder die Familienväter, ehe sie sich entkräften, aus dem Gestüte entferne. Dies muß mit drey, aufs späteste mit vier Jahren geschehen.

Daß man die alten Stuten, die oder unfruchtbar, oder kränklich, oder auf andere Weise ihre Kräfte, ihre Gesundheit verloren haben, abschaffe. Daß man diese Zahl mit jungen und zwar mit solchen, die schön, die gesund sind, aus der nämlichen Familie ersetze.

Daß man die jungen Stuten, die entweder keinen guten Wuchs, oder irgend einen andern Fehler haben, mit dreißig Monaten, höchstens mit drey Jahren (ehe sie begattet werden) nicht nur aus der Familie, sondern aus dem Gestüte entferne.

Daß man alle junge Hengste, die mit zwei Jahren nichts besonderes versprechen, ausfange, verkaufe, wallache, schneide. Daß man diesem Gesetze alle Jahre sowohl bei den jungen Stuten, als bei den jungen Hengsten

in

in der strengsten Ordnung folge und von beiden Geschlechtern kein Stück in irgend einer Familie lasse, das nicht schön, nicht gut, nicht dauerhaft ist, oder sonst keine vollkommene Gesundheit verräth.

Indessen muß jede Familie, wenigstens drei oder vier junge Hengste (die die Stelle des Zuchtvaters vertreten können, folglich wenigstens drei Jahre haben müssen) in der Familie behalten.

Diese Paaren sich nach dem Hange der Verwandtschaft (wenn der Zuchtvater entfernt worden ist) jeder mit so vielen jungen und alten Stuten, als er Verwandtschaft, oder als er Anhang findet. Eben dieser Anhang macht, daß aus einer Familie mehr — daß neue Familien entstehn.

Weil ich in dieser Sache nicht genug eigene Erfahrungen habe, wage ich es nicht gerade zu, zu entscheiden, wann nnd in welcher Jahrszeit die Familienväter aus der Familie und aus dem Gestüt entfernet werden sollen; doch deucht mir, daß der späte Herbst

die

die beste Jahrszeit sey, in welcher dies am füglichsten geschehen könnte. Er scheint mir dazu aus dem Grunde die vortheilhafteste zu seyn, weil alsdann die meisten, ja sogar fast alle Stuten trächtig sind, und weil in dieser Zeit sowohl die Hengste, als die Stuten die wenigste Eifersucht und die wenigsten Begattungstriebe haben.

Aber, werden hier einige sagen, da pflanzen sich ja Mütter mit ihren Söhnen und Töchter mit ihren Brüdern fort. Da wird ja die Rasse nicht verbessert: kein Blut erfrischt — da muß man ja fremde, frische Hengste ins Gestüte unter die Familien lassen . . . das können sie thun: ich habe ihnen nichts zu sagen, als daß diese Hengste nicht lange leben werden.

Zeit ist es und zwar hohe Zeit, daß wir aufhören, den Thieren eine Moral zu predigen, der die Natur widerspricht. Was geht denn Pferde und Ochsen und Schaafe unser Gesetz, unsere bürgerliche Einrichtung an? . . Menschen redet doch nicht so geistlos, so albern von der Natur! „Fragt doch's Vieh, das

„ wirds Euch lehren und die Vögel unter dem „ Himmel die werden Euchs sagen — was ich „ Euch nicht sagen kann.“

Diese verdrehte, übel angewandte Moral: diese alberne Weisheitssucht ist Schuld, daß unsere Gestüte zu Grunde gehn — daß unsere Pferde verderben.

Der Bescheller begattet seine Mutter und seine Tochter; aber erst dann, wann die Väter ihre Töchter begatten, erst dann, sagt Aristoteles, fangen die Gestüte an, sich ihrer Vollkommenheit zu nähern. *)

Um wilde Gestüte in dem bestmöglichsten Stande zu erhalten, muß nicht nur alles geschehen, was ich bisher gesagt habe, sondern sie müssen auch mit den besten Aufsehern, mit genugsamen und guten Schöpfbrünnen, mit gutem Heu und Stroh zum Winterfutter, mit genugsamen Sommer- und Winterschopfen oder Unterstandshütten aufs beste versehen

seyn,

*) Hist. des animaux d'Aristot. Liv. VII. Cap. 22. pag. 393.

seyn, wenn die Zuchten gedeihen, die Gestüte Nutzen schaffen, die Pferde gut und dauerhaft werden sollen.

So genau man inzwischen alles bisher gesagte besorgt, behalten die wilden Gestüte noch immer große und mannichfaltige Fehler. Die meisten jungen Hengste und Stuten begatten sich — ungeachtet der Eifersucht der Väter und Mütter, zu früh.

Unter den alten Beschellern macht sich der starke, der schlimme, der böse einen größern Anhang von Stuten, als er vermöge seinen Kräften nach der Zeit befruchten kann. Der jüngere, der schwächere, oder diejenigen, die weniger böse sind, werden dadurch zurück gesetzt und bekommen zu wenige Stuten.

Die harten Jahrszeiten, z. B. die rauhen Herbste, die kalten Winter, die beständige Aufsicht der Hengste über die Stuten, die Eifersucht gegen fremde und junge von ihrem Geschlecht, machen, daß die Bescheller in ganz wilden Gestüten sehr viel leiden — früher zu Grunde gehn, als die Stuten. Besonders

kömmt hier noch der Umstand hinzu, der aus dem vielen Befruchten entsteht.

Von einer andern Seite werden die Bescheller durch das unzeitige, das frühe und unfruchtbare Begatten der Stuten, im Monat Februar und bisweilen noch eher geschwächt. Die meisten von diesen Sprüngen gehn verloren, weil die Stuten in unserm Himmelsstriche vor dem April und Maymonat entweder keine, oder nur sehr wenig Anlage zu empfangen haben. In dem Fall wird der Saame der Bescheller auch bei den besten Mutterpferden eben so, wie bei den unfruchtbaren und bei den Huren verschwendet.

In der wahren und ächten Empfängnißzeit, das ist, im April, im May, ist die Kraft des Blutes schon erschöpft bei ihnen, die Stuten bleiben leer, oder unbefriedigt, oder sie empfangen von einem matten Saamen, aus welchem ein Füllen entsteht, das entweder verdirbt, oder zu einen schwachen, verarteten Pferd wird. Alles dieses geschieht, weil die Hengste die Stuten im Frühjahr zu früh und zwar zu einer Zeit bedecken, wo sie

der

der vorhergegangene Herbst, der Winter, die üble Witterung, das wenige und schlechte Futter entkräftet haben.

Die Füllen, die durch so frühes Begatten in der Mutter entwickelt werden, fallen alsdann im Jäner oder im Hornung, folglich gerade zu einer Zeit, wenn die rauheste Witterung ist, wenn die Mütter am schwächsten sind: wenn sie keine, oder nur die wenige trockne Nahrung haben, die ihnen gestreuet wird. Ein Umstand, der macht, daß die meisten verderben müssen.

Von einer andern Seite leiden die Stuten in wilden Gestüten, weil eine große Zahl unter ihnen ein Füllen am Euter und ein zweites im Leibe ernährt; viele sage ich, lassen das erste so lange saugen, bis das zweite im Leibe fast zeitig zum Gebähren wird.

Drittes Bruchstück.

Von den halbwilden Gestüten.

Die bisher bekannten halbwilden Gestüte unterscheiden sich von den ganz wilden in dem, daß die Stuten von zahmen Hengsten begattet werden, und daß diese Stuten — die Beschellzeit ausgenommen, das ganze Jahr hindurch ohne Bescheller sich selbst überlassen bleiben.

Diejenigen würden sich also irren, die sich unter dem Ausdrucke halbwilder Gestüte, Zuchten denken wollten, in welchen Mütter und Füllen halb wilde wären. Beide sind es nicht; sowohl die Mütter, als die Jungen werden nach eben dem Plan verhalten, wie die Stuten und Füllen, die in wilden Gestüten leben.

Wären diese Gestüte, was sie dem Worte nach, das ist, im Grunde seyn sollten, so würde ich sie den zahmen vorziehn; ich wür-

würde sie für die besten unter allen Zuchten halten.

Von dem, was ich theils selbst gesehen, theils von meinen Freunden und Schülern, die mir in dem Fache ihre Beobachtungen mittheilten, erfahren habe, will ich hier — so weit diese Erfahrungen reichen, praktisch reden, wie ein gutes, halbwildes Gestüte beschaffen, oder eingerichtet werden müßte, wenn es gut seyn sollte.

Ich denke mir einen fruchtbaren, halbverwilderten Platz dazu, der sowohl von der Natur, als von der Kunst alle gute und nothwendige Eigenschaften hätte, die ein solches Gestüte nothwendig haben muß. Nothwendig sage ich.

Ich denke mir ihn unter den Himmelsstrichen in den Staaten des Kaisers, z. B. in Ungarn, oder in Polen, wo dergleichen Plätze theils nicht seltsam sind, theils mit weniger Kunsthilfe und Kosten eingerichtet werden könnten.

Ich denke mir ihn mit Weiden und Wiesen versehn, die gutes süsses Gras, die im großen Ganzen betrachtet Kräuter und Gewächse zeugen, die für Pferde genusbar, gesund und gedeihlich sind.

Ich denke mir diesen Platz nicht nur groß genug, für vier bis fünf hundert Pferde von verschiedenem Alter und Geschlecht, sondern auch eingeschränkt für die Stuten mit ihren saugenden Füllen, abgetheilt für die einjährigen, zwey und dreyjährigen Füllen, und für die zween letzten so, daß die Hengste von den Stuten ganz geschieden sind.

Ich denke mir alle diese Plätze mit Wasser und Bäumen und Schatten: mit Brünnen und Schwemmen oder Teichen: mit Unterstandshütten, mit Schopfen für den Winter: mit Wohnungen für den Oberaufseher, für die Leute und für die Hütter versehen.

Ich denke mir ihn so eingerichtet, daß es an gar nichts fehlt, was zu einem halbwilden Gestüte gehört: wo Stroh und Heu zum Winterfutter nicht nur gesichert, son-

sondern auch bequem unter die Thiere vertheilt werden kann.

Für einen solchen von der Natur und der Kunst zubereiteten Platz bestimme ich anfänglich dreißig oder vierzig oder fünfzig oder höchstens hundert fruchtbare Stuten von vier bis acht Jahren: von ziemlich gleichem Schlage, von gleichem Bau und Haaren, die ein guter, ein ächter Kenner gewählt und die so beschaffen wären, wie Zuchtstuten beschaffen seyn müssen, die ein sachkundiger Mann: ein Kenner von Pferden und von Geschäften, zu welcher man die künftigen Thiere von dieser Zucht bestimmt, mit Fleiß gewählet hat.

Zu dieser Anzahl Stuten gehört eine verhältnißmässige Zahl von Hengsten, die sich sowohl zum Bau, als zu den Haaren der Stuten schicke, die eben dieser Kenner gewählt, die aber edler und von besserer Art seyn müssen, als die Stuten selber sind.

Für dreißig, wäre im Nothfall ein Hengst genug; allein es sind zwei vonnöthen, weil ei-

einem einzigen leicht was zustossen kann, was die Ausführung des Werkes hindert, oder seinen Gang zerstöhrt. Für sechzig Stuten sind drei und für hundert wenigstens fünf bis sechs nöthig, wenn man anders viele Füllen haben will, die Bescheller nutzen, und alles recht gehen soll. Ich weis, daß es Bücher und Pferdezüchter gibt, die für hundert Stuten nur drei, nur zwei, nur einen einzigen Bescheller verlangen. Ich weis aber auch, was diese Bücher und was ihre Verfasser für seinen Rang unter den Pferdezüchtern verdienen.

Wie man die Zuchtstuten sammelt, muß man sie zusammen gewöhnen, daß sie einander leiden und daß sie sich kennen lernen. Gut ist es, wenn man schöne und fruchtbare Stuten, die auf einer magern Weide erzogen worden sind, zur Grundrasse wählen kann. Eben so ist es auch mit den Hengsten. Die besten für ein halbwildes Gestüte sind allemal diejenigen, die auf dem Grase erzogen worden sind.

Ich

Ich wünschte, daß die erste Sammlung von Stuten im Ausgange des Sommers beisammen wäre, wo die Weide mittelmäßig aber doch noch hinreichend und noch genusbar ist. In dieser Zeit lernen die Thiere nicht nur alle Gegenden kennen, sondern auch das Futter vertragen, das ihnen der Boden reicht, auf dem sie sich künftig erhalten sollen.

Doch muß alles in Ordnung, und alles Nöthige, von dem ich geredet habe, im Gestüte zugerichtet seyn, ehe die Stuten ausgelassen werden. Z. B. Umzäunung: Brünne mit Trinktrögen bei den Unterstandshütten; Heu und Stroh zur Winternahrung: Oberaufseher, Hütter u. s. w.

Ein Oberaufseher mit zwei drei Gestütsknechten sind für hundert Stuten und ihre folgende Familie, in einem gut eingerichteten halbwilden Gestüte genug, so lang sich die Thiere wohl befinden. Weil nicht nur der Oberaufseher, sondern auch die Knechte erfahrne und sachkundige Leute seyn müssen, so versteht es sich von selbst, daß es ihnen an

nichts

nichts fehlen dürfe, was sie in einem halbwilden Orte nöthig haben.

Die Knechte müssen nicht nur unter dem Oberaufseher stehen, sondern er muß auch für sie und für den Schaden, den die bösen und lüderlichen dem Werke zufügen könnten, Bürge seyn. Deswegen muß er die Freyheit haben, sich seine Leute selbst zu wählen, doch nicht die Freyheit, seine Knechte oft, ohne Vorwissen, und ohne die Ursache des Wechselns dem Innhaber anzugeben, oder unkundige, oder laufendes Gesinde für geringen Lohn anzunehmen. Auch würde ich nicht rathen, daß der Oberaufseher seine eigene Zuchtstuten halten dürfte; dazu aber wollte ich rathen, daß der Lohn des Oberaufsehers auf den Nutzen, den das Gestüte nach einigen Jahren trägt, alljährlich festgesetzet würde.

Nach dieser Einrichtung werden die Zuchtstuten mit einer alten Glockenstute, an die sie vorher gewöhnt worden sind und die, wenn es möglich ist, alle Weiden und Plätze und

ge-

gefährliche Oerter kennt *) ausgelassen; dann bleiben sie im Gestüte, so lang sie gesund und fruchtbar sind.

So lang die Sommer, die Herbst, und die eingehende Winternahrung dauert, bekommen sie nichts, als was sie sich selber suchen. So bald hingegen stürmische Witterung, heftiger Wind, häufiger Regen, tiefer Schnee und Sturmwetter einfallen, müssen sie täglich Früh und zu Mittage Heu und Abends Stroh bekommen.

Diese beide Nahrungsgattungen werden ihnen vor den Winterunterstandshütten in Portionen gebunden und in kleinen Entfernungen gestreut, welche sie oder allein, oder in Gesellschaft mit andern verzehren. Wenn man die halbwilden Zuchten mit zahmen Stuten errichtet, müssen sie den ersten und zweiten Win-

*) Sümpfe sind die gefährlichsten Plätze in einem Gestüt. Man muß sie in jedem vermeiden, so viel es möglich ist; oder wenigstens, wenn sie nicht vermieden werden können, unzugänglich machen.

Winter sowohl mit Heu, als mit Stroh reichlich ernähret werden.

Wenn sie durstig sind, versammeln sie sich um die Brünne und Tröge, wo sie gewöhnlich trinken. Auf diese Zeit muß der Oberaufseher die Gestütsknechte aufmerksam erhalten, damit sie jedesmal nicht nur zugegen sind, sondern auch alsogleich so viel Wasser in die Tröge schöpfen, als die Thiere nöthig haben. Versäumen die Knechte diese Zeit, so leiden die Stuten Durst, ein großer Theil verliert sich, oder kömmt wieder, wenn die andern getrunken haben.

Alles dieses gibt Anlaß, daß Unordnung, Krankheiten und am Ende allerley Uibel entstehen, die nicht entstanden wären, wenn der Oberaufseher Ordnung eingeführt, Ordnung gehalten hätte und auf die Schuldigkeit seiner Untergebenen aufmerksam gewesen wäre. Werden hingegen die Trinkstunden richtig gehalten, so versammeln sich alle Stuten in der bestimmten Zeit und jede nimmt so viel Wasser zu sich, als sie nöthig hat.

Weder im Sommer, weder im Winter, noch in irgend einer andern Zeit, dürfen die Trinktröge mit Wasser versehen werden, ehe sich die Thiere zum Trinken versammeln. Im Sommer wird es warm, oder es steht ab, oder es verdirbt auf irgend eine andere Weise.

Die Tröge werden schlammig, schmierig, stinkend, wenn sie vorräthiges Wasser enthalten. Selbst dann bleiben sie nicht rein, wenn sie ausgekehrt, gewaschen und nach der gewöhnlichen Weise der Gestütsknechte gereiniget werden. Es samlen sich Wasserpolypen, Würme und ander Ungeziefer, wenn's Wasser darinn stehen bleibt. Im Winter wird es zu Eis, es gibt Anlaß zu unnöthiger Arbeit, weil die Tröge alsdann ausgehauen, oder aufgeeist werden müssen. Oder das stehende Wasser wird zu kalt in der freyen Luft; es erregt Husten; es macht, daß die Thiere verfohlen, in böse Frühjahrdrüsen, in Wurm, in Rotz, in die sogenannte Herzschlächtigkeit, oder in andere Krankheiten verfallen, die eben so gefährlich sind, weil sie dem Körper, das Blut und mit diesem die Anlage der Stu-

ten zum Empfangen und zum Füllentragen mindern.

So wenig im Sommer und im Winter Wasser in den Trögen stehen bleiben darf, so genau muß Acht gegeben werden, daß sie in der letzterwähnten Jahrszeit (im Winter) nie überschöpft werden. Lauft das Wasser über die Tröge, so gefriert es auf der Erde; dann fallen die Thiere, beschädigen sich, verwerfen u. s. w.

Nach dieser Vorschrift müssen die Zuchtstuten in wilden und halbwilden Gestüten den Winter hindurch sorgfältig gewartet werden, wenn man den Uibeln vorkommen will, die ohne diese Aufsicht nothwendig folgen müssen.

Wenn im Frühjahr die gute Witterung kömmt, die nach der Verschiedenheit der Jahre, der Lage der Oerter und Länder und Himmelsgegenden früher oder später einfällt, dann wird den Stuten ein Hengst ins Gestüt gegeben.

Der

Der Oberaufseher, oder der Gestütsinhaber hütte sich, daß dieses nicht zu früh, das heißt, nicht eher geschehe, bis gute Witterung voraus gegangen: bis die Weiden anfangen zu grünen: bis die Sonne das Blut der Stuten erwärmt: bis die Zeit die Stuten nicht nur zum Rossen, sondern auch zum Empfangen vorbereitet hat. In unserm Himmelsstriche sollten die Gestütsinhaber selten einen Hengst unter die Stuten lassen, bis nicht wenigstens zwei Drittheile des Aprilmonats vergangen wären. Doch beruhet alles dieses auf dem Gang, welchen die Jahrszeit nimmt. Ein einziger Regentag, auf welchen Sonnenschein, Wärme und sanfte Witterung folgt, macht in einem großen Gestüt wenig Tage darnach viele Stuten rossen.

Ist die gute Witterung wirklich eingetreten: hat sie sich mit Zeichen erhalten, daß man mit Wahrscheinlichkeit ihre Dauer hoffen darf, so verhält man sich mit dem Hengste, der unter die halbwilden Stuten gelassen werden soll, auf folgende Weise.

Ich rede hier von einem Hengste; allein

ich sagte oben, daß für dreißig Stuten zwei, für fünfzig drei, und für hundert wenigstens sechs nöthig sind.

Von was für einer Gattung oder Schlage, oder Landesart, oder Rasse diese Thiere immer seyn mögen, müssen sie das ganze Jahr (die Beschellzeit und die darauf folgende Ruhezeit ausgenommen) nebst guter Pflege und Wartung alle Tage die freye Luft geniessen; alle Tage mäßig bewegt werden und gerade die Arbeit verrichten, die sie vermöge ihrer Art, ihres Alters und ihres Körperbaues, zu verrichten fähig sind. Hengste, die nicht nach diesem Plane verhalten werden, werden nie gute, nie fruchtbare Beschellér seyn.

Der Stall, den sie bewohnen, muß geräumig, lüftig, gros, auf einen gesunden Platz gebauet, mit weiten Fenstern, mit Licht und Luft und Bequemlichkeit — im weitläufigen Verstande genommen, versehen seyn. Dies ist nicht nur vom Stall im ganzen, sondern von jedem Stande zu verstehn, wie es Fugger geschrieben hat. Heu und Haber und Stroh von Weitzen, oder Gerste wird jedem in einer sol-

chen

chen Portion gegeben, wie sie sein Körper bedarf — seine Leibeskonstitution nöthig hat, ohne den Bauch zu mästen.

In diesem guten Stande müssen die Bescheller das ganze Jahr hindurch, ohne das geringste zu verändern, behandelt, ernährt, gewartet, besorget und verpfleget werden, ohne daß man sie sechs Wochen oder zwei Monate, ehe sie zu beschellen anfangen, mit Futter überhäuft, ihr Blut und ihren Körperzustand verändert und fett zu machen sucht.

Nur in dem Fall muß den Beschellern mehr Futter gereicht, und nur dann müssen sie besser gewartet und besser genähret werden, wenn sie vorher schlecht gewartet, übel genähret worden sind. Was aber gut ist, kann Niemand besser machen, ohne es zu verderben.

Sind die Bescheller stark und heiter und munter und frisch: ist die gute Jahrszeit gekommen, wo sie die Stuten verlangen: so läßt der Gestütsdirektor einen nach dem andern aus. Dies geschieht auf folgende Art:

Vor's erste untersucht er genau, ob viele, oder wenig Stuten rossen, und in welchem Grade sie im Rossen sind. Rossen auf einmal viele und ächt, so hat er entweder die Zeit zum Auslassen des Hengstes versäumt, oder es ist ein Zeichen, daß die gute Witterung anhalten werde: daß die Stuten gesund: daß sie sicher empfangen und daß das Jahr eine reichliche Aernte an Füllen liefern werde.

Rossen sie aber schlecht, unvollkommen, ohne Geschrey und Higern, ohne besondere Munterkeit, kurz und wenige Tage, so folgt entweder üble Witterung, Kälte, Schnee, Regen ꝛc. oder es ist ein Zeichen, daß die Stuten den Winter hindurch gelitten — daß sie nicht recht gesund sind, und daß die Füllenärnte dies Jahr mager seyn werde. Alles dieses muß der Gestütsdirektor verstehen, wissen, kennen, übersehen, wenn es gut gehen soll.

Sind üble Zeichen vorhanden, so rathe ich ihm, daß er ja nicht eile, die Hengste eher auszulassen, bis er bei den Stuten die wahren, die ächten, die guten Zeichen sieht,

die

die zum Befruchten erfordert werden. Versteht er nichts von dem, was ich hier sage, so ist's ein sicheres Zeichen, daß das Gestüte bald zu Grunde gehn werde; versteht er aber die Sache, so wird er den ersten und die übrigen Hengste nicht nur dann unter die Stuten lassen, wann es nöthig ist, sondern auch alles so verfügen, daß das Gestüt auch in schlechten Jahren — wenn anders die Stuten nicht verwerfen, die Zeit nicht gar zu böse und keine üble Krankheit herrscht, noch ergiebig noch nützlich ist.

Kennt der Gestütsdirektor in der Natur, was hier geschrieben steht: hat er alle Umstände ächt und genau erwogen, so wird er auch keinen von seinen Hengsten unter die Stuten lassen, der nicht abgerichtet, geprüft und der Absicht, welche die Sache zum Zwecke hat, angemessen ist. Ohne diese Vorsehung werden mannichfältige und große Fehler geschehen.

Alles ist in dem Fall ächt und genau zu erwägen. Das Alter, die Stärke des Beschellers, die Witterung, die Zahl der rossen-

den Stuten, ihre Jahre, ihre Haare, ihre Gesundheit, ihr und des Hengstes, oder der Hengste Temperament. Wer ohne diese Kenntnisse einen Hengst auslässt, der wird ihn bald verderben, weil er nicht weis, was er macht — nicht weis, was der Hengst thun soll.

Ich würde den ersten nicht eher unter die Stuten lassen, bis ich die Zahl der rossenden bemerkt, den Grad ihrer Hitze erwogen, das Ganze übersehen hätte. Aber auch dann würde ich bei diesem neuen Werke im ersten und im zweiten Jahre noch viele und vielleicht noch große Fehler begehn.

Der gelassenste unter den Beschellern wird den Stuten am ersten gegeben. Gut ist es für ungeübte Beobachter, wenn dieser Hengst schon ehedem in der Freyheit, das ist, sich selbst überlassen, in irgend einem Gestüt Stuten bedecket hat. Ein solches geübtes Thier ist für unerfahrene Gestütsleute, was ein geübter Meister für ungeübte Schüler ist.

Um Schaden vorzubeugen und diese Operation so sicher, als es möglich ist, zu machen,

chen, kann man bei dem Auslassen des Beschellers folgende Regeln nützen.

Man läßt den Hengst, den man den Stuten geben will, ehe er ihnen gegeben wird, einige Stuten frey, oder aus der Hand bedecken. *) Hat er z. B. drei Tage nach einander jeden Tag zwei ordentliche Sprünge gemacht, so läßt man ihn den dritten, gleich nach dem Sprunge an einem Kappzaum, der mit zween guten Seilen versehen ist, von ein Paar geschickten Beschellführern in dem Gestüt herumführen, wo sich die Stuten befinden, unter welche er gelassen werden soll.

*) Hier muß ich die Erinnerung machen, daß die Bescheller, die lange von der Hand bedecket haben, ohne große Vorsicht weder in wilde, weder in halbwilde Gestüte gelassen werden sollen. Weil sie gewohnt sind, angehengte, gebundene und gefesselte Stuten zu belegen, sind sie alsdann zu stürmisch, zu hitzig, zu furios; dergleichen Thiere richten gemeiniglich Unheil an. Hengste hingegen, die noch nicht beschellet haben, haben diese Fehler nicht; sie sind noch natürlich, noch scheu, sie lernen erst den Naturgang, ehe sie beschellen lernen. Diesen lernen die ersten nicht, wenigstens nicht leicht.

Der Oberaufseher wafnet sich oder mit einer frischen Spitzruthe, oder mit einer Geisel, die er nur damals zeigt, wenn es nöthig ist. Er geht in einer kleinen Entfernung hinter dem Hengste her und bemerkt genau, wie sich die Stuten bezeugen, die den Beschesser itzt das erstemal sehen.

Sind die rossenden unter ihnen wahrhaft rossend und mit den Leuten bekannt, die den Beschesser führen, so heben sie bei der kleinsten Witterung desselben, oder beim erstern Higern die Köpfe in die Höhe, spitzen die Ohren, antworten, ruffen und dann gehn sie ihm entgegen. Thun sie dieses nicht, so gehn sie von der Seite bald vorwärts, bald zurück, heben die Schweife, schreyen und folgen dem Beschesser, der mehr oder weniger unruhig ist, von beiden Seiten in einer gewissen Entfernung nach.

Alles dieses sind gute Zeichen. Je mehr sie sich dem Hengste nähern, je besser geht die Sache; je mehr sie sich aber entfernen,

je

je weniger ist zu rathen, den Bescheller auszulassen.

Hier nehme ich die ersten — die guten Zeichen an. Zeigen sie sich nach Wunsche, so reitzt man die Stuten durch das Führen des Beschellers, so lang man kann und so lang der Bescheller gehorcht. Indessen zählt der Oberaufseher die rossenden Stuten; gibt Acht, ob welche harnen, oder sich wohl gar in die Stellung stellen, die das Beschellen verräth. Je mehr man sie reitzen und dem Hengste nähern kann, je sicherer kann der Hengst unter sie gelassen werden. Je weiter sie sich hingegen entfernen, je weniger sie higern, gleichgültig, oder höchstens neugierig sind, je rathsamer ist es, daß der Bescheller am Seile erhalten und zurück in Stall gebracht werde.

Im ersten Fall, oder in dem, wenn der Hengst ausgelassen wird, beobachtet der Oberaufseher, so viel es möglich ist, alles, was geschieht; wie sich die Stuten bezeugen: wie sich der Hengst beträgt: ob er sich an die rossenden hält: wie sie ihm wiederstehen, schlagen: oder ob der Bescheller herumlauft,

 treibt,

treibt, oder denen nachjagt, die nicht rossen, oder andere Unordnungen im Gestüte macht. Geht es aber gut, so sieht man, wie oft er springt, was er für Stuten belegt, wie er sich benimmt u. s. w.

Von seinem und der Stuten Betragen hängt es ab, wie lang man ihn unter ihnen lassen darf. Z. B. zwei Tage, drei Tage, vier Tage, oder kürzere Zeit. Uiber fünf Tage sollte man keinen Hengst, der den Namen Bescheller verdient — wenn man ihn anders schonen will, unter den Stuten lassen, ohne ihn abzulösen.

Hier ist nicht blos auf das Betragen der Bescheller und der Stuten, sondern auch auf die Witterung, auf Wärme und Hitze zu sehen. Ist die Witterung heiß und der Bescheller feurig, so entkräftet er sich in einem Tage mehr, als er sich bei kühler Witterung in dreyen in vier Tagen entkräftet.

Auf die nämliche Art muß sich der Oberaufseher verhalten, wenn er den ersten Hengst zurück genommen und an seine Stelle einen

zwei-

zweiten unter die Stuten läßt. Eben so mit dem dritten, dem vierten u. s. w.

Jeder von den Stuten zurück genommene Bescheller bleibt alsdann — wenn viele Stuten vorhanden sind — vierzehn Tage, auch drei Wochen zu Hause, ehe er wieder aus gelassen wird. Jtzt ist die Zeit, in welcher jedem nach und nach mehr von dem gewöhnlichen, und zwar von dem besten Haber und Heu gereicht werden muß. Jeden muß alsdann der Oberaufseher sorgfältig pflegen, fleißig warten und täglich zweimal in der kühlen Zeit ordentlich und hinreichend in der freyen Luft bewegen lassen.

Auch muß jedem Bescheller — so lang er unter den Stuten geht, Haber und Heu und Wasser zu verschiedenenmalen des Tags von seinem bekannten Wärter angebothen werden. Den ersten und den zweiten Tag gehorchen und fressen sie selten, besonders diejenigen nicht, die sehr hitzig auf die Stuten sind; dem ungeachtet darf man diese Sorge nie versäumen.

Nach der Weise werden die Bescheller einzeln

und zwar abwechselnd von der Hälfte oder Ende des Aprilmonats, bis zur Hälfte, oder höchstens bis Ende Juny nach und nach zwei auch dreimal unter die Stuten gegeben, die sich in halbwilden Gestüten selbst überlassen sind.

Jeder hat alsdann Ruhepunkte, Zwischenzeiten von vierzehn Tagen, drei Wochen, folglich Zeit, neue Kräfte zu sammeln. Geschieht es, daß der eine, oder der andere Bescheller durchs Begatten merklich leidet, matt wird, Schwäche oder Abnahme zeigt, dann kann man ihn schonen, seine Ruhezeit verlängern und den, oder diejenigen, die bei diesem Geschäfte stark und munter bleiben, öfter auslassen, oder länger bei den Stuten behalten. Diese Vorsicht darf man nie übersehen.

Denjenigen, die über ihre Kräfte bedecken, zehren die Hoden ab; ihr Kamm wird weich und locker in seinen festesten Theilen, besonders vor dem Wiederrüst. Ihr Hang zu den Stuten nimmt zu und ihre Kräfte ab. Bleiben sie bei diesen Erscheinungen bei den Stuten, dann verlieren sie die Kräfte in de n Lenden und die Stärke in den hintern Schenkeln; sie werden, wie man sagt — Len-

den-

denlahm, und gehen bald darnach zu Grunde. Wie groß, wie edel, wie schön ist die Sympathie, zwischen den Theilen des Körpers! . . . Wie deutlich redt die Natur durch sie mit unsern Augen! Wie wenige nehmen sie wahr! . . . Nicht an Gaffern — an Beobachtern fehlts, sagt *Diderot*.

Oft wird der Bescheller, welcher der Beurtheilung nach der gesündeste, der stärkste zu seyn scheint, von wenigen Sprüngen in einem — in zween Tagen matter, geistloser, als der andere, der weniger stark aussieht, in vieren, in fünfen wird. Dies wechselt von Jahr zu Jahr; deswegen darf man keinen, besonders im Anfange nicht, zu lange unter den Stuten lassen.

Bis zur Hälfte, höchstens bis Ende Juny müssen die Stuten belegt, das Beschellgeschäfte vollendet seyn. Nur dazumal könnte dies Gesetz vielleicht eine Ausnahme leiden, wenn der Winter lange gedauert, das Frühjahr kalt, oder ungestümm oder so spät einträte, wie z. B. die Jahre 1785 u. 1786. Aber in den gewöhnlicheu Zeitordnungen, in welchen die Hitze regelmäßig erscheint, ist das späte Belegen sowohl für die Zuchtthiere, als für die Füllen schädlich.

Nach der verflossenen Beschellzeit bleiben die bedeckten Stuten, wie vorher, sich selbst überlassen im Gestüte zurück; die Bescheller aber werden, nachdem sie ihre Kräfte gesammelt, mit gutem Haber, mit frischen Grase genährt und in vollkommenem Zustande sind, zur Arbeit verwendet, die sie sonst verrichtet haben.

Im März, im April, im May des folgenden Jahrs, gebähren die Stuten, die empfangen haben, ihre Füllen. Dann muß der Gestütsinhaber und der Oberaufseher sorgen, daß diejenigen, die ihre Füllen gebähren, ehe sie Weide haben, von gutem Heu und Stroh eine reichliche Zubuße erhalten.

Im Monat April müssen die Hengste abermal ausgelassen, die Stuten abermal begattet — abermal befruchtet werden. Alles dieses geschieht, wie im vorigen Jahre.

Die Füllen, die das Frühjahr geliefert hat, bleiben bei den Müttern, bis die Zeit zum Entwähnen kömmt. Sie ist vorhanden, wenn die Weiden abnehmen: folglich im September da. Dann müssen sie — wenn anders

die Sache recht gehen soll, gesammelt, von den Müttern geschieden und den Winter über im Füllenstall mit gutem Heu und etwas Gerstenstroh ernähret werden.

Viele lassen sie das erste Jahr bei den Müttern im Gestüt; allein dies ist weder für die jungen Thiere, weder für die Mütter gut; am nachtheiligsten ist es für den Gestütsinhaber. Weil die meisten Füllen den Winter hindurch, nämlich gerade zur Zeit, wo sie am wenigsten Nahrung haben und am meisten ausstehen müssen, an ihren Müttern saugen, so leiden sie und die Mütter; die letzten leiden um so mehr, weil sie in der schlechtesten Zeit, bei der wenigsten und gerade bei der schlechtesten Nahrung sich selbst, das saugende Füllen und das noch ungeborne, erhalten müssen.

Andere wilde Thiere kommen hier in keinen guten Vergleich; sie haben theils andere Naturgesetze, als die Pferde haben, theils leben sie frey und als gänzlich ungezwungene Geschöpfe, die sich entfernen und verbreiten können, so weit es ihnen beinahe gefällt; wilde und halbwilde Gestüte hingegen, die

Kunst-

Kunstfleiß unterhält, sind gezwungene Sachen. Sie behalten — auch bei den besten Anstalten, noch immer künstliche Gesetze.

Im Frühjahr werden die Füllen, die nun ein Jahr alt sind, wieder ins Gestüt, aber auf eine besondere und zwar auf eine umschränkte Weide gegeben, die von der Weide der Mütter abgesondert ist.

Im Herbste bringt man sie wieder in Stall; dann werden die Geschlechter geschieden und die Hengste von den Stuten gesondert. Endlich werden die Füllen so behandelt, verhalten und besorgt, wie ich es an seinem Orte mit Fuggern gesagt habe.

Es ist unnöthig, die Vorzüge anzugeben, die ein halbwildes Gestüt, das gut angelegt und gut unterhalten wird, vor den besten wilden und zum Theil vor den zahmen Gestüten hat. Wer das vorher gesagte mit Bedacht gelesen hat, wird sie nicht nöthig haben.

Das beste unter den halbwilden Gestüten in Ungarn, ist — so viel ich theils von meinen

nen Freunden, theils von meinen Schülern schriftliche Nachrichten habe, das halbwilde Gestüt des Herrn v. Potmanitzky unter der Direktion des forschenden und tief denkenden Mannes Herrn Seitleben. Aus den guten Nachrichten, die ich von seinen Anstalten habe, haben mich meine Freunde und Schüler — denen ich hier meinen Dank dafür erstatte, in Stand gesetzt, ein einheimisches Institut zu benutzen und so viel Brauchbares zu sagen, als es meine Fähigkeit vermochte.

Inzwischen bin ich nicht so sehr von mir selbst eingenommen, daß ich glauben sollte, ich habe diese Materie erschöpft. Niemand kennt von den Dingen, die er kennt — alles. Jeder, der mehr und bessere Kenntnisse von dieser und andern Gestütsarten hat, hat die Freyheit, was besseres davon zu schreiben.

Viertes Bruchstück.

Von Militärgestüten, oder von der Pferdezucht bei den Kavallerieregimentern.

Ein Reich, das Mangel an eigenen Pferden, jedoch keinen Mangel an guten Weiden, Wiesen und gesunden Erziehungsörtern, für Füllen und Mütter leidet: in einem solchen Reiche kann sich in Friedenszeiten die Kavallerie ihre Pferde nicht nur mit Vortheil, sondern auch ohne besondere Beschwerden viel besser und viel leichter zeugen, als der Staat dem Kriegsheere seine Rimonten auf irgend eine andere Weise aus der Fremde verschaffen kann.

Kein Land und kein Kriegsheer könnte zu dieser Art Pferdezucht eher und besser gelangen, als die Kavallerie des **Kaisers**. Ungarn und Siebenbürgen und Polen, sind nicht nur die Reiche, die Weiden und Wiesen und gesunde Erziehungsörter in der Menge — im Uiberfluße haben, sondern auch gerade die Län-

Länder, in welchen die meisten Kavallerieregimenter stehen.

Der Vorschlag, von dem ich hier rede, ist weder meine Erfindung, weder neu, weder unbekannt in den k. k. Staaten. Er ist auch nicht unversucht. Vor mehr, als fünfzehen Jahren wurden beide, sowohl der Vorschlag, als nach ihm kleine Versuche von dem Herrn General de La Reintrie im Heere des Kaisers gemacht.

Die Einrichtungen davon waren meines Wissens folgende. Jedes zur Militärzucht bestimmte Kurassier und Dragonerregiment empfieng einen Bescheller, der beim Stabe verbleiben muste, und mit demselben die Belehrung, wie er genährt, gewartet, im Begatten verhalten: kurz, besorget werden sollte.

Bei jedem Kurassir und bei jedem Dragonerregiment wurden dreißig bis vierzig der schönsten und besten Stuten ausgewählt, und

im Monat März in der Nähe beim Stabe versammlet, wo sich der Bescheller befand.

Vom April bis July wurde den Stuten — unter der Anleitung eines erfahrenen Offiziers und einiger geschickten gemeinen Soldaten (über welche die Obristen von dem Regimentern die Oberaufsicht behielten) nach der oben erwähnten Vorschrift der Hengst gegeben und nach wahrscheinlichen Zeichen, daß sie empfangen hätten, durch vertraute Leute den Eskadronen zurück geschickt.

Da hatten sie, gleich andern Pferden, bis zum zehnten Monat des Tragens, die gewöhnlichen Dienste zu verrichten; nur wurden sie während dieser Zeit von Schwänkungen und solchen Exerzizien ausgeschlossen, bei welchen sich die Leiber der Thiere pressen. Nach dem zehnten Monat aber wurden die Trächtigen nicht mehr geritten, sondern täglich ein, oder ein paarmal an der Hand spazieren geführt.

Nach der Geburt blieben die Mütter mit ihren Füllen so lang im Stall, bis sich die

Wei=

Weide zeitigte und die Witterung erlaubte, daß sie oder den ganzen Tag, oder wenigstens einige Stunden ausgetrieben werden konnten.

Mit einem halben Jahr wurden die Füllen von ihren Müttern getrennt, doch bei den Regimentern gelassen, bis sie ein Jahr erreichten: dann in der Armee gesammlet und an einen bestimmten Ort gebracht, wo sie so lange blieben, bis sie drey Jahre hatten.

Dieser Ort war Enyed in Ungarn. Da blieben sie bis zu der oben angegebenen Zeit, das ist, bis sie drey Jahre alt waren. Die schönsten vom männlichen Geschlechte wurden zu Beschellern für das Landgestüt bestimmt; die besten Stuten und Wallachen an ihre Regimenter vertheilt und die schlechten verkauft.

Dieses schöne Institut ist seit etlichen Jahren erloschen. Die Ursache, daß es erlosch, waren Krankheiten der Füllen, zu wel-

chen der Urheber zum Theil selbst den Grund (nach meinem Urtheil) in seinem Plan gelegt hatte. Ohne diesen und andere Fehler würde es noch bestehen; mit diesen aber konnte es sich nicht erhalten.

Es ist Schade, wenn der Staat und seine Armee von einem so schönen, von einem so nützlichen Werke, wie dieses hätte seyn können, abgeschreckt wird — abgeschreckt werden muß.

Ein Vorfall von der Art, scheut die Herzhaftigkeit: scheut das Vertrauen zur guten Sache, zum Gelingen auf lange Zeit — vielleicht auf ein Jahrhundert zurück.

Beobachtung, Verbesserung der begangenen Fehler, heilen den Schaden nicht; das mißlungene Andenken erstickt alle, die immer davon schreiben oder sprechen; sie reden von keiner neuen, sondern von einer fehlgeschlagenen Sache.

Gleich-

Gleichwohl hat ein Gestüt von der Art Vollkommenheiten, die weder ein zahmes, weder ein wildes, weder irgend ein anders haben kann.

Es ist wohlfeiler, es ist sicherer, besser, als alle andere sind. Es hat Auswahl, Abwechslung von Stuten, die kein anderes hat.

Es liefert der Armee eigene — es giebt dem Lande gute und gesunde Pferde; es kann den Land- und Militärgestüten in Friedenszeiten die schönsten — die wohlfeilsten Bescheller liefern.

Es erhält die Stuten in der Armee gesund. Es beschäftigt betagte Offiziere und abgediente Gemeine.

Es ist eine Aufmunterung, eine öffentliche Schule, ein praktischer Unterricht für die Soldaten und fürs Land, in dem es gepflogen wird.

Ein Reich, das ein solches Gestüte — nach dem Plane halbwilder Gestüte — nach ächten Grundsätzen, und unter der Aufsicht eines erhabenen, sachkundigen Mannes unter den im Eingange angezeigten Bedingnissen errichtete: würde, deucht mir, kein kleines, er würde ein großes — ein nützliches Werk errichten.

Fünf-

Fünftes Bruchstück.

Von der Hauszucht der Pferde, oder von den sogenannten Landgestüten.

Haus- oder Landgestüte sind Pferdezuchten, die wie die übrigen Zuchten der Haus- und Wirthschaftsthiere von Bauern, von Güterbesitzern, von Herrschaften veranstaltet und besorget werden. Die Einwohner, die ihre Pferde auf diese Weise fortpflanzen, haben demnach eigene Pferde: und das Land, in dem sie auf die Art fortgepflanzet werden, hat sein Landgestüt.

Das erste, das vollkommenste nnd edelste von dieser Gattung Zuchten, ist das englische in der Provinz Yorkshire. Diese Provinz ist es, in welcher die Bauern für die Könige und Fürsten Europens Leibpferde, Jagd- und Kriegspferde zeugen.

Ein zweites, welches dem englischen in Ansehung der Güte der Pferde etwas nahe

kömmt, ist das französische in der Normandie, und ein drittes, das viele, aber nur mittelmäßige und gemeine Pferde liefert, ist das holsteinische, das dänische Landgestüt.

Auch haben sich die Einwohner in Hannover und Mekelnburg in diesem Zweige der Landwirthschaft rühmlich bekannt gemacht; allein schon lange zeugen die letzten nicht nur sehr wenige, sondern auch gar nicht mehr die Gattung Pferde, die sich in vorigen Zeiten sowohl durch das Eigenthumliche der Rasse, als durch Dauer und Werth und Schönheit und Güte unter so vielen andern auszeichneten; wenigstens habe ich vor zehen Jahren in diesem Lande, das Gestüt des damaligen Obristen-Stallmeisters ausgenommen — keine andere Gattung, als gemeine Hollsteinerpferde gefunden.

Unter den Landgestüten in den k. k. Staaten, ist das in Siebenbürgen das edelste, das beste. Diesem Lande wünsche ich vorzugsweise schon lange die Grundsätze ihrer vorigen Züchter, und eine gute Zahl ausgelesene Bescheller ans der englischen Jagdpferderasse.

Auch

Auch hat Kärnten und Böhmen und Ungarn Stoff und Anlage genug, jedes nach seiner Art, seinen Arbeiten und Gattungen der Thiere, gute Pferde zu züchten.

Nach dieser Voraussetzung wollen wir sehen, wie die Hauszuchten oder durch die Anstalten der Einwohner, oder durch die Anstalten des Staats, zu ihrer Vollkommenheit gelangen können. Beide setzen Blicke auf den Zustand der Einwohner und in die ächte Pferdekenntniß voraus; ohne diese wird kein Landgestüt große Schritte machen.

Leicht und gleichsam von selbst entwickeln sich diese Arten von Thierzuchten in solchen Provinzen und Ländern, in welchen die Einwohner natürlichen Hang zu den Pferden; Gefühl von ihrer Schönheit, Verschiedenheit und Güte: Verlangen, sie zu besitzen, Vermögen und Kenntnisse haben; in solchen Ländern gelangen die Landgestüte in wenigen Jahren zu einem hohen Grade der Vollkommenheit.

Schwer kommen sie in denen auf, wo es den Einwohnern an dieser Liebe, an diesem natürlichen Hange zu Pferden fehlt; wo sie kein Gefühl von der Schönheit, keine Empfindung von der Güte, von Werth, von Arten und Gattungen haben: kurz, wo die gemeinen und die edlen Pferde gleich bedeutende Dinge sind — wo beide blos Pferde heißen.

Zu den ersten, oder zu denjenigen Völkern, die Geschmack an den Pferden haben, die sie lieben, die ihre Gattungen unterscheiden, kennen, gehören die Engländer und nach ihnen die Ungarn, obschon die letzten in Ansehung der Kenntniß dieser Thiere gegen die ersten, sehr weit zurücke sind.

Der Bauer, der englische Pferdeknecht, urtheilt nicht nur über Schönheit und Güte und Werth: er weis nicht blos Arten und Gattungen zu bestimmen und richtig zu unterscheiden: er weis auch, was von ihrer Zucht zu erwarten ist, und kennt, zu welchem Geschäfte diese, oder jene Art Pferde, vermöge ihrem Bau, von der Natur gemacht worden

ist,

ist, und welche sie folglich am besten verrichten werde. Dieser Kenntniß haben die Engländer ihre guten Pferde und ihre guten Haus- und Landgestüte zu verdanken.

Nur in dem Lande, von dem ich hier rede, hat jede Art von Geschäften — vom Wettrennen bis zum Pfluge — ihre eigene und zwar die beste Gattung Pferde. Manche haben sogar ihre besondere Farben. So sind z. B. alle Ackerpferde Rappen. In einer Provinz wird diese, in einer andern eine andere Gattung gezeugt; doch haben die Einwohner die Sache so eingerichtet, daß in jeder die Art Pferde vorzüglich erzogen wird, von welcher sie zu ihren Geschäften die meisten nöthig haben.

Diese kluge Einrichtung der Engländer ist für Haus- und Landgestüte von ausserordentlichem Werthe. Welches Volk sich selbst, oder welcher Fürst seinem Volke ein Landgestüt geben will, ahmt — wenn er diesem Plane folgt — dem ersten, dem größten Muster nach. In meinem Sinn läßt sich im all-

ge-

gemeinen, im ganzen genommen, weder ein grösseres, weder ein besseres ersinnen.

Wenn ein Werk von dieser Art nicht durch die Natur, das ist, durch Hang, durch innern Trieb der Einwohner entsteht, sondern durch Kunst getrieben — durch Staatsanstalten geleitet und eingerichtet werden muß, dann gehört mehr Klugheit, mehr Verstand, mehr Wissenschaft dazu, als man von einem gemeinen Gestüts- oder Pferdeverständigen fordern kann.

Kenntniß des Landes im Ganzen: Kenntniß von der Lage und von der Beschaffenheit der Provinzen, die sich für die Pferdezucht gut, mehr oder weniger, oder ganz und gar nicht schicken: Kenntniß von der Verschiedenheit des Acker- und Wiesenbaues, des Uiberflußes, des Werths, oder Mangels der Früchte: Kenntniß der Geschäfte, der Wissenschaften und Künste, des Handels und Wandels, den die Einwohner unter sich oder mit den benachbarten Ländern treiben: Kenntniß der Schaafzucht, der Hornviehzucht, der Pferdezucht und endlich die Kenntniß — die

große Wissenschaft, wie alle diese gleich nothwendigen Stücke fürs Land, für die Unterthanen, für den Staat miteinander zu verbinden, zu trennen und so abzutheilen sind, daß kein Theil den andern verdrängt, keiner durch den andern leidet, sondern das große Ganze so befestiget wird, daß alles bestehen kann. *)

Dies sind die ersten, die allgemeinen Betrachtungen, die bei der Einrichtung eines künstlichen Landgestüts genau erwogen werden müssen. Die zweiten, oder diejenigen, welche sich näher auf diese Zuchten beziehn, gründen sich auf die Untersuchung der Arten und Gattungen der Stuten und Hengste, die sich in den Provinzen oder Gegenden befinden, die sich am besten zur Pferdezucht schicken;

*) Es ist noch nicht genug, wenn ein Land mit Pferden und Gestüten versehen ist, die sich vor andern auszeichnen: es muß auch Hornviehzucht, Schaafzucht von ächtem Werthe, von ächter Rasse haben; es muß mit allem versehen seyn, was für das Land ersprießlich — für die Einwohner nöthig ist.

cken; auf die Zahl der Thiere, auf ihre Eigenschaften, auf ihre Größe, auf ihren Schlag, ihre Farben oder Haare, ihre Fruchtbarkeit, ihre Gemüthseigenschaften u. s. f.

Bei dieser Untersuchung muß man sein Augenmerk auf die Einwohner richten; ihre Neigungen oder Abneigungen, ihre Erfahrungen, ihre Kenntniße, ihren Verstand, ihre Mißbräuche und Vorurtheile in diesem Fache entdecken, und endlich überlegen, was für Anstalten, für Leute, für Mittel, für einheimische, oder fremde Gattungen Bescheller zur Errichtung der verschiedenen Provinzgestüte und ihrer Verbesserung nothwendig sind.

Ehe und bevor die einheimischen Hengste nicht durch die besten Raß- und Pferdekenner genau untersuchet worden sind, ist an den Einkauf fremder Bescheller nicht zu denken; kein Land ist ganz von guten Pferden entblößt. Oft sind die einheimischen hinreichend, die Zuchten im Lande zu verbessern, wenn sie mit Verstand gesammelt, mit Einsicht gewählt und in den Provinzen vertheilet werden.

Wenn

Wenn man fremder Beschäler bedarf, müssen diejenigen, die sie wählen, die besten, die edelsten von allen Gattungen suchen, die für die Stuten im Lande passen, ohne darauf zu sehen, ob sie wohlfeil, oder theuer sind, und mit demselben alsdann Gestüte errichtet werden, aus welchen man mit der Zeit die Beschäller nehmen kann.

In diesem bestehen, nach meinem Urtheil, die vorzüglichsten Hauptanstalten zu einem Landgestüt, das gut von statten gehen soll, es mag es der Monarch, oder die Vorsteher des Landes, oder irgend ein Herr, oder eine Obrigkeit errichten.

Schwer werden dergleichen Etablissemens gelingen, wenn sich die Einwohner dagegen sträuben: wenn sie Frohndienste verrichten, Vorspann liefern, mit ihren Pferden robotten müssen; schwer werden sie gedeihen, wenn sie ihnen Verdacht, oder wohl gar Furcht erregen: wenn ihnen gute und schlechte Pferde gleichgültig sind: wenn sie Vorurtheile für oder gegen gewisse Gattungen, oder Farben, oder Geschlechter haben, die sich weder zur guten Zucht, we-

der für das Land, weder für die Geschäfte der Einwohner schicken, z. B. Vorurtheile für Tiger, Abneigung wider die Stuten u. d. gl. Wenn endlich die Einwohner keine, oder verworrene oder schädliche Grundsätze von der Pferdezucht haben. In allen diesen Fällen wird bei Errichtung eines Landgestüts Zeit, Geduld, große Bescheidenheit, große Klugheit erfordert, wenn es recht in Gang gebracht werden soll.

Die besten Mittel wieder diese Krankheiten sind Ermunterungen, Unterricht, Belehrungen, die sie von ihren Vorurtheilen klar und deutlich überzeugen; Preise von verschiedenen Gattungen, die dem Stande der Einwohner, ihrer Sehnsucht ꝛc. passen; Belobungen, vorzüglich aber die gesicherte Freyheit, daß sie mit ihren Füllen und Pferden, welche sie durch die Landesbescheller erhalten, machen, verhandeln, verkaufen können, was, wem und wohin sie wollen. Ohne diese und viele andere Vortheile von ähnlicher Art, kann ein Landgestüt weder zu Stande kommen, weder bestehen.

Vortreflich handelt in den Fällen der Landesherr, die Vorsteher, oder der Fürst, der die besten Füllen und Pferde kauft und theurer bezahlt, als sie irgend ein anderer In- oder Ausländer bezahlen kann. Dieses Verfahren ist im Anfange nicht nur gut, es ist äusserst nöthig.

Niemand hat seinen Werth besser gekannt, als der berühmte Minister Kolbert. Da dieser große Mann Ludwig den XIV. zur Verbesserung der französischen Pferdezucht ermuntert hatte, machte er durch ein königl. Mandat bekannt, daß in jeder Provinz, in welcher er Landgestüte veranstaltet hatte, Pferdemärkte errichtet werden musten; auf diese schickte er Leute, die die schönsten und besten Füllen für den König kauften, welche von den Beschellern gefallen waren, die Ludwig der XIV. in den Provinzen vertheilet hatte; jedoch mit dem Auftrage, daß sie den Landwirthen, die die schönsten Füllen auf den Markt bringen würden, vierhundert Livres über den behandelten Preiß bezahlen musten.

Wie sich das Landgestüt verbessert, besonders aber in Hengsten vermehrt, die zu Beschellern dienen, müssen die schlechten Bauern- Herrschafts- und andere Beschellet nach und nach abgeschaft, geschnitten und im Lande ausgerottet werden. Doch darf dieses in keinem Fall zu früh, sondern lieber etwas später geschehen, damit die gemeine Zucht keinen Schaden dabei leide. Wie hingegen der Zuwachs von guten Beschellern aufnimmt, müssen den Landwirthen, die sie zur Verbesserung der Zucht verwenden, Vortheile mit dem Beding eingestanden werden, daß sie ihre Bescheller von den vorgesetzten Pferdekennern des Landgestütes besichtigen, und alle Jahre, bevor sie mit denselben irgend eine Stute belegen dürfen, von neuem untersuchen lassen, ob sie zur Fortpflanzung des Geschlechts tüchtig sind, oder nicht.

Diese äusserst wichtige Sache verdient ein vorzügliches Augenmerk; ein Augenmerk, das nie unterlassen, nie vergessen werden darf. Deswegen ist es nöthig, daß die Innhaber von dergleichen Beschellern einen gedruckten, aber unentgeltlichen Freyheits- und Erlaubnißschein

schein von den Landgestütsvorstehern erhalten, in welchem Farben und Zeichen mit dem Alter der Bescheller ächt und deutlich beschrieben, und zum Beweise ihrer Freyheit gültig gemacht worden sind.

Die Freyheiten, die der Monarch dergleichen Beschellhaltern gibt, müssen in Ansehung der Länder, der Gebräuche, der Umstände mannichfaltig verändert, mannichfaltig verschieden seyn. Bei der Errichtung des Landgestüts in Kärnten, wurde den Beschellhaltern die Hälfte des Ankaufspreises (200 Gulden) in baarem Gelde vergütet. Nebst diesem bekamen sie für jeden Bescheller jährlich dreyßig Gulden Futtergeld und zugleich vier Gulden Sprunggebühr, die der Bauer in Kärnten für das Belegen seiner Stuten, nach altem Herkommen, mit zwey Metzen Haber bezahlt. *)

*) Siehe das k. k. Hofdekret an die Landeshauptmannschaft im Herzogthum Kärnten vom 4ten April 1771.

Gleichwohl fand sich — ungeachtet dieser ausserordentlichen Belohnungen — die ersten Jahre fast Niemand, der Bescheller halten wollte; nach der Zeit aber meldeten sich so viele, daß der Staat 1777 nicht mehr, als den Beytrag von dreyßig Gulden jährlich, nebst dem gewöhnlichen Sprunggelde für einen Bescheller bewilligen durfte. Dermalen ist das Werk schon so weit gediehen, daß Geldbelohnungen von der Art nicht mehr nothwendig sind.

Wo immer diese, oder andere Belohnungen den Beschellhaltern zugestanden werden müssen, (und dies muß immer seyn) ist nothwendig, daß sie nach dem Werthe, der Güte und der Schönheit der Bescheller in Klassen abgetheilt werden; daß z. B. diejenigen, die sich die schönsten, die besten Hengste anschaffen, in die erste — die weniger gute haben, in die zweite — und die mit den schlechtesten in die dritte gesetzet werden.

Uibrigens müssen sowohl die Bescheller die der Staat unterhält, als diejenigen, die die Bürger aufstellen, nach einem Plan, nach einerley Grundsätzen belegen, operiren, wirken.

Da=

Damit aber alles dieses ordentlich gehen kann, müssen vom ganzen Werke gute — deutliche Instruktionen verfaßt und diese zu jedermanns Unterricht, zu jedermanns Wissenschaft gedruckt und im Lande vertheilet werden.

Auf den Beschellplätzen muß das Buch, das diese Belehrungen, diese Gesetze enthält, für den Bauer so gut, als für den ersten vom Stande offen seyn.

Vorzüglich aber müssen die Kapitel, wie sich die Bauern, oder ihre Leute, welche die Stuten auf die Beschellplätze führen, gegen das Personale, das die Bescheller verwaltet, zu betragen, und was die Bauern, oder ihre Leute vom Beschellerpersonale zu verlangen und rechtmäßig zu fordern haben, auf das bestimmteste, auf das allerdeutlichste darinnen erkläret seyn.

Was das wissenschaftliche Fach vom Gestütwesen im Umfange genommen: was seine Anfangsgründe, seine Grundlehren in den verschiedenen Fächern betrift, werden Anfänger im Gestütwesen in diesem Buche finden.

Wenigstens habe ich mir Mühe gegeben, sowohl fremden, als meinen Schülern so viel Wahrheiten zu geben, als ich nach meinen Kräften vermochte.

Wer über diese Materie mehr wissen will, lese die gute Beschreibung vom Landgestüt, die der berühmte Herr Hauptmann Prizelius in seiner vollständigen Pferdewissenschaft im zehnten Kapitel davon gegeben hat.

Eine Abhandlung von eben der Art, hat der gelehrte Herr Hartmann vor Kurzem in der zweiten Auflage seines Buches von der Pferdezucht geliefert.

Tierärztliche Hochschule Wien Bibliothek

Sechstes Bruchstück.

Von der Empfängniß der Thiere.

Wie sich der Keim des Menschen im Mutterleibe entwickelt: wie der Keim des Thieres entsteht, wissen die Weisen noch nicht. Sie wissen nicht, wie der männliche Saame den weiblichen Leib befruchtet: wo und wie sich beide mit einander vermischen: wie beyde belebt, wie beide erhalten werden, wissen die Naturforscher noch nicht.

Soviel seyd zweitausend Jahren von der Empfämgniß der Thiere gesagt und geschrieben worden ist, so dunkel ist sie worden. Einfach, das heißt, an und für sich betrachtet, ist über diese Sache jedes bekannte System in den Augen der Anfänger natürlich.

Der Schüler hält das Büffonische für eben so gegründet, er hält es für eben so wahr, als das Aristotelische, das Leeuwenhoekische, oder irgend ein ander System; wenn er aber von dem einen und dem andern hört, liest, denkt und dar-

über eigene Betrachtungen macht, dann wird er oder verworren, oder er verfällt in Zweifel, oder er glaubt keinem mehr.

Noch zweifelhafter wird der denkende Zergliederer, wenn er den weiblichen Körper zerlegt: wenn er die Leiber der Menschen, die Leiber der vierfüssigen Thiere, der Vögel ꝛc. betrachtet: wenn er die sogenannten Eyerstöcke, die so wesentlich verschiedene Organisation der weiblichen Empfängnißtheile sieht: wenn er die Verschiedenheiten in den verschiedenen Arten der Thiere erwegt: wenn er jede mit ihrer Natur, mit der Bauart ihrer Leiber ohne Vorurtheil vergleicht: wenn der Zergliederer diese Vergleiche anstellt, wird er von allem was er vorhin glaubte, wußte, gesehn hatte, gedacht hatte, wahr und natürlich fand, nichts mehr natürlich finden.

Wer den Eyerstock einer Henne, eines Vogels, eines vierfüssigen Thiers mit den Eyerstöcken der Menschenmütter vergleicht, und dann noch Gleichheit, oder dann noch Aehnlichkeit findet, muß schwache Augen haben. Die alten Zergliederer wusten nichts von den Eyer-

stö-

stöcken der Menschen: Hippokrates, Galen und Aristoteles nannten sie, was sie sind — Hoden. De Graaf war der erste, der das Eyersystem der Menschenmütter zur allgemeinen Schullehre machte; van Hoorn und Steno aber hatten er vorhin gekannt.

So wenig die Verschiedenheit der Theile, der Körper und der Natur der verschiedenen Arten Thiere erwogen ist, so wenig sind die Umstände und mit ihnen die Bedingungen erwogen, die vor der Empfängniß in den Leibern der weiblichen Geschöpfe theils voraus gehn, theils vorhanden seyn müssen, wenn der männliche Saame bekleiben, Wurzeln schlagen, wenn er Frucht bringen soll.

Ich will nichts von dem Alter der Thiere erwähnen; jedermann weis, daß weder der männliche Saame bekleiben, weder der weibliche *) Früchte zeugen kann, ehe und bevor die Kör-

*) Einige läugnen ihn — den weiblichen Saamen. Warum? das weis ich nicht: vielleicht auch diejenigen nicht, die ihn läugnen. Wenn es wahr wäre, was sie sagen, daß die Thiere blos

Körper zeitig und von der Natur, zur Empfängniß vorbereitet sind.

Zu dem ersten, hat die Natur in jeder Art Geschöpfe ein gewisses Alter, und zur zweiten, oder zur Empfängniß, hat sie eine gewisse Zeit bestimmt. Haben die Thiere dieses Alter erreicht: ist die Zeit vorhanden, die die weiblichen Körper zur Empfängniß vorbe-

rei-

blos durch den männlichen Saamen entwickelt würden, wie wäre es denn möglich, daß der männliche Saamen weibliche Theile z. B. die Gebährmutter, die Euter, die Schaam u. a. entwickeln könnte? . . Wie wär' es möglich, daß die Jungen vom männlichen und vom weiblichen Geschlechte den Müttern gleichen — daß sie mit gewissen Zeichen, Flecken, Farben, Fehlern, Krankheiten, Gebrechen, Gemüthseigenschaften rc. die die Mütter haben, gebohren werden? Wie könnte die Mohrin, die von einem weißen Manne geschwängert wird, einen Halbmohren im Leibe entwickeln, oder ein Kind gebähren, das der Mutter mehr, als dem Vater ähnlich ist? Gleiche Beweise liefern uns die verbastardirten Thiere z. B. das Maulthier, die Kanarienvögel, die Hänflinge oder Stieglitze zu Vätern haben? Tausend andere Beweise von Tauben, von Hunden, und andern Thieren liegen offenbar vor unsern Augen.

reitet hat, dann nehmen sie den männlichen Saamen auf: dann bekleibt er in ihren Leibern: dann bringt er Früchte hervor.

Bis zu diesem Alter sind die Empfängnißtheile unthätig: sie schlummern in den weiblichen Leibern; dann aber wachen sie auf; die Empfängnißreife wird lebhaft, thätig, stark: sie durchströhmt nicht blos die Geburts- und Empfängnißtheile: sie durchströmt das Blut: sie durchdringt den ganzen Körper. Die Triebe der weiblichen Thiere sind Beweise davon. Weit stärker drücken sie sich bei den männlichen aus. Wie gewaltig sie im Stier, im Eber, wie heftig sie im Bocke wirken, zeigen die ersten durch ihre Wuth, der letzte durch seinen Gestank. Nicht nur Blut und Fleisch, auch die Haare, die Hörner und Klauen sind durchdrungen davon.

Die Zeit, in welcher diese Triebe bei den meisten Thieren am stärksten wirken, ist das Frühjahr. Seine wohlthätige Wärme erwärmt alle Wesen, im großen Durchschnitte genommen. Alle empfangen alsdann einen eignen Trieb: einen Trieb, der ihre Leiber, ihr Blut, ih-

ren Hang und mit demselben ihre Verrichtungen ändert.

Alle zur Zeugung reifen Geschöpfe werden durch diese Körperveränderungen zur Fortpflanzung ihrer Wesen gestimmt. Die Natur fodert alsdann alle auf. Diejenigen, die sonst zerstreut, die entfernt voneinander leben, suchen einander, beide werden unstät, sorgsam, verlegen; beide fühlen sich allein: beide sehnen sich: beide rufen einander: keines wird ruhig, freudig, gelassen, bis das eine das andere sieht — bis beide beisammen sind.

Büsche und Berge und Thäler tönen alsdann von Stimmen; die Luft — die ganze Natur ist voll von Wiederhall. Alles ist fröhlich, heiter, munter, belebt. Alles lacht in der Natur. Die verstummten Vögel singen, und die sprachlosen Thiere reden miteinander von der Liebe.

Durch diese Veränderungen des Körpers werden die Triebe der Thiere verändert; durch sie wird ihr Blut gewärmt, erhitzt, mit Stärke, mit Kraft, mit neuem Leben begabt.

Durch

Durch sie wird der Saame bereitet, abgesondert, gereift, zur Zeugung tüchtig gemacht.

Durch diese Veränderungen werden die Empfängnißtheile der weiblichen Thiere — besonders derjenigen, die ihre Jungen im Leibe entwickeln, die säugen — zur Aufnahme, zur Empfängniß des männlichen Saamens vorbereitet und geschickt gemacht. Durch diese Triebe leitet die Natur mehr Blut, mehr Säfte, in alle Theile, die zur Empfängniß gehören, besonders aber in den, der den Namen Gebährmutter führt.

Durch den vermehrten Einfluß dieses warmen, dieses geistvollen und belebten Blutes, wird die Gebährmutter weicher, lockerer, schwammiger, mehr ausgedehnt, empfindlicher, reizbarer, wärmer, als im natürlichen Stande.

Durch den Einfluß, von dem ich hier rede, wird nicht nur die Gebährmntter allein, auch alle übrige Theile, die zur Empfängniß gehören, werden lockerer, reizbarer, wärmer,

mer, als sie bey kaltem Blute im gewöhnlichen Zustande sind.

Daher kömmt es, daß dem Mutterpferde (der Stute) der Kuh, dem Schaafe, den Säugethieren überhaupt, zur Begattungszeit die Schaamlippen auflaufen, dicker werden, schwellen. Daß sie in diesem Zustande röther sind, empfindlicher sind, als sonst. Daß sie dann ein dringender Kitzel ergreift; daß man mehr blutführende Adern in ihrem Wesen sieht. Daß sich die Schaam, die Mutterscheide, die Gebährmutter: daß sich alle diese Theile, und durch sie der Körper, reinigen. Daß einige unter diesen Thieren Schleim, einige Blut, einige blutiges Wasser durch die Schaam aus den Geburtstheilen seigen, und daß dieser Auswurf so lange dauert, so lange die weiblichen Thiere zur Empfängniß fähig sind.

Vor der Reife ihrer Körper: vor und nach dieser Reinigungszeit: vor und nach den Veränderungen im Leibe, in den Zeugungstheilen, und im Blute, hat in den Thieren von denen ich rede, keine Empfängniß — hat keine Zeugung statt.

Das

Das Leben, die Natur, richtet sie dadurch, wie ich schon gesagt habe, zur Empfängniß zu. Sie bearbeitet dadurch die Leiber, die Empfängnißtheile, wie der Seemann seinen Acker, sein Feld, das Früchte tragen soll. Ohne diese Veränderungen in den Körpern, von welchen ich rede: ohne diese Anstalten des Lebens, geht der männliche Saame verlohren: er fällt auf einen unzubereiteten Acker: er bekleibt nicht, er keimt nicht, er trägt auch keine Früchte: er stirbt im weiblichen Leibe, wie der Saame auf dem Felsen stirbt.

Würden wir nicht mehr von dieser verborgenen Sache, von diesem Geheimniß der Natur, von der Empfängniß wissen, wenn wir alle diese Umstände in der Natur gesehn, erwogen, ohne Vorurtheile werden beobachtet haben?

Würden wir in der Sache, von der ich rede, noch so unwissend sein, als wir dermalen sind, wenn die Zergliederer der Menschen und der Thiere die Geburtstheile des männlichen und des weiblichen Geschlechts nach den mancherley Arten und Gattungen unterscheiden, die Veränderungen in ihren Leibern be-

merken, die Ursachen derselben erwägen und ihre Lebensepoken ohne Vorurtheile betrachten werden?

Würde diese Mühe, diese Arbeit wohl unnütz, würde sie wohl fruchtlos sein? würden die Naturforscher, die Zergliederer nicht weiter, als dermalen sehen, wenn sie auf die Triebe der Thiere, auf die Veränderungen der männlichen und weiblichen Körper, auf die Veränderungen der Zeugungstheile aufmerksamer wären, als sie bisher gewesen sind?

Der Natur auf die Spur zu kommen, wie die Empfängniß geschieht, wenn sie statt findet oder nicht statt findet, möglich oder unmöglich ist, scheint mir zu entdecken nicht so schwer zu sein, als es schwer war, den Kreislauf des Blutes zu ergründen.

Verlassen wir die Begriffe, die wir dermalen von den Eyerstöcken haben! Wie könnte in dem Zustande in welchem wir die Gebährmutter, die Falopischen Röhren, die Franzen an ihren Enden, bey rossenden Stuten finden, ein Ey oder Eyer in die Gebährmutter dringen?

gen? Alle diese Theile sind angelaufen, erhitzt, gleichsam im entzündeten Stande.

Wenn die Natur den Menschen- und Thiermüttern der vierfüssigen Gattung Eyerstöcke und Eyer, wie den Vögeln gegeben hätte, was würde aus diesen Eyern werden, wenn sie durch irgend einen falschen oder künstlichen oder natürlichen Kitzel den Eyerstöcken entrissen und der Höle der Gebährmutter übergeben würden? . . . Sollte dieser Fall seltsam seyn? . . . Wenn er es nicht wäre, wie viele Eyer würden nicht die Thiere des Jahrs hindurch auf diese Weise verlieren? . . . Kann die Natur diese Eyer eben so leicht erzeugen, als sie den Saamen erzeugen kann? Ist sie in Ansehung der ersten an keine Zahl — an keine gewisse Menge gebunden? . . .

Bei der Betrachtung dieser wichtigen Materie könnte ich noch manche Frage aufwerfen, wenn ich nicht bei der ersten Frage erinnern müßte, daß sich das abgetrennte unbefruchtete Ey, als ein belebter natürlicher Körper in der Gebährmutter anhängen, ernähren, wachsen, und verhältnißmäßig eben so groß werden

müßte, wie jeder lebende Theil, der sich mit einem andern lebenden verbindet. Daß das Letzte geschieht, muß jeder Wundarzt und jeder Thierarzt wissen, der diesen Namen verdient. Ein Paar auffallende Beispiele über diesen Gegenstand, befinden sich in meinem Unterricht für Fahnenschmiede im 5ten Absch. S. 61 und 62.

Sehn wir die Leiber der Säugethiere weder für Hühner, weder für andere Vögel an! betrachten wir ihre Empfängnißtheile, ehe sie das Alter erreichen, das die Natur in gesundem Zustande zur Empfängniß festgesetzt hat!

Besehn wir sie genau, wenn sie ihre Reife erlangt haben! betrachten wir sie, wenn sie anfangen sich zu verändern, wenn sie blühen, reif werden, empfangen, Früchte zeugen wollen!

Erwägen wir ihren Zustand in jeder Epoke des Lebens! vor der Empfängniß, in der Jugend, im Alter! und sehen wir, ob wir nicht mehr davon wissen, als wir bisher davon kennen.

Bald

Bald nach der Empfängniß werden die Säugethiere geduldig, gelassen, sanft. Die Aufblähung der Schaam, die Hitze und Röthe derselben, die Abseigungen des Schleimes, verlieren sich beinahe sichtlich in diesem und in den übrigen Theilen.

Die Wärme und Wallungen des Blutes lassen nach. Die Munterkeit, die Unruhe, in welcher man kurz zuvor die buhlenden Pferdemütter sah, verschwinden. Ihre belebten und funkelnden Augen erhalten wieder ihren natürlichen Glanz — wieder das gewöhnliche Sanfte.

Die Stuten, die empfangen haben, laufen nicht mehr, rufen und higern nicht mehr, wie sonst, das ist, wie zur Zeit des Rossens. Ihre spitzige Stimme ist vergangen: sie geben alsdann oder gar keinen Laut, oder ihren gewöhnlichen von sich.

Sie entfernen sich — in so ferne sie in Heerden versammlet sind — von den nicht trächtigen, jungen und unfruchtbaren Stuten, und gesellen sich, wegen der Uiberein-

stimmung ihres jetzigen Karakters, zu den Trächtigen. Hengste dürfen sich ihnen, mit dem Willen sie zu Begatten, nicht nähern; kurz, die Thiere, die empfangen haben, haben ihren eigenen Hang.

Daß das Leben den empfangenen männlichen Saamen in der von der Natur zubereiteten Gebährmutter gleich nach der Empfängniß bereite, verändere, entwickle nnd zu seiner Lebenskraft neues Leben hauche, von diesem überzeugen uns sowohl die frühen Verwerfungen der thierischen Leibesfrüchte, als die Oefnungen der Thiermütter nach dem Tode.

Füllen und andere große Thiere, die auch nur vier Wochen in Mutterleibe gelebt haben, sind Beweise davon. In dieser kurzen Zeit hat die weibliche Natur den empfangenen männlichen Saamen, in einen Körper, in ein Thier verwandelt, das seiner Gattung gleicht: das alle Theile hat: das nicht zu verkennen ist, wenn man die Wesen kennt, die es gezeuget haben.

Wer in dieser Zeit den Zustand der schwangern Gebährmutter aufmerksam betrachtet: wer Kenntnisse genug besitzt, ihre Veränderungen wahrzunehmen: wer diese Veränderungen mit den Veränderungen der Gebährmutter vergleicht, die man bei einer rossenden oder bei einer nicht trächtigen Stute in eben diesem Theile wahrnimmt, muß staunen: muß eingestehen, wie viel uns in der Kenntniß der thierischen und Menschenkörper noch zu erforschen übrig bleibt.

Eben so wunderbar: eben so groß sind die Veränderungen dieser Theile mit der Zunahme der Leibesfrüchte von einem Monate zum andern. Durch sie werden die Mütter der Menschen und der Thiere, während der Schwangerschaft so wunderbar gestimmt, so verschieden in ihrem Geschmack, in ihren Trieben geleitet.

Die Veränderungen des Körpers, der Theile und des Blutes, die nach der Mannichfältigkeit der Arten und Gattungen der Thiere so mannichfältig verändert, so mannichfältig verschieden sind, sind die einzigen vernünfti-

gen Ursachen, die man davon angeben und annehmen kann.

Von dem Blute der Mutter wird die Frucht im Leibe ernährt, die Theile ausgebildet, belebt. Nicht vom Wasser, das sie im Mutterleibe umgiebt, wird die Frucht erhalten, wie einige geglaubet haben: vom Blute wird sie ernährt.

Daß dieses Wahrheit ist, lehrt nicht nur der Zustand des Körpers überhaupt, sondern auch die Beschaffenheit des Fleisches bei allen trächtigen Thieren. Ihr Blut ist entfärbt, es ist mager, geistlos, schleimig, matt; es enthält keinen, oder nur sehr wenig ächten Entzündungsstoff. Deswegen sind die trächtigen Thiere weder zu Lungenentzündungen, weder zu andern hitzigen Krankheiten geneigt.

Wenn die trächtigen Schaafe in die Blattern; die Kühe in Seuchen und die Stuten in hitzige Fieber verfallen, sterben sie wegen der Beschaffenheit ihres Bluts am Brande. Die Wunden, die ihnen um die Hälfte ihrer Tragezeit zugefüget werden, heilen schwer; sie vereinigen sich nicht; sie entzünden sich falsch; sie seigen keine gute Materie;

terie; sie geben oder Schleim oder Jauche. Hippokrates hat bemerkt, daß den Schwangern die gebrochenen Beine nicht heilen. Dies alles beweist, deucht mir, daß die Thiere im Mutterleibe nicht vom Wasser, sondern vom Blute ernähret werden.

Das Fruchtwasser hat keinen andern Nutzen, als daß es das junge Geschöpf vor den Eindrücken schützt, die ihm die Mutter durch Fallen, durch Stöße u. d. gl. zufügen könnte. Bei der Geburt hat das Fruchtwasser und seine Häute den Nutzen, daß es den Leib öffnet und die Geburtstheile erweitert, damit die Thiere gebohren werden können.

Weil die Leibesfrüchte vom Blute der Mutter, und zwar von dem besten, dem geistigsten ernähret werden, so wird das Blut der ersten mit dem Wachsthum der Frucht nach und nach geistloser, entkräfteter, magerer, als es bei gesunden und nicht trächtigen Thieren ist. Es geschieht alsdann in den weiblichen Körpern das nämliche, was in den Körpern der männlichen geschieht, die zu viel Saamen verlohren haben.

Wie man bei Erwägung dieser Wahrheit auf den Einfall gerathen kann, den trächtigen Thieren das Blut aus dem Leibe zu zapfen, ihnen dreimal, viermal, mehrmal Ader zu lassen, ist mir eben so unbegreiflich, als es mir unverständlich ist.

Der Schade, welcher durch dieses Verfahren der Frucht und den Thiermüttern zugefüget wird, ist offenbar, wenn anders die Gründe, die ich dawider angegeben habe, aus der Natur gehoben sind.

Siebentes Bruchstück.

Von der Geburt der Füllen.

Eilf und einen halben Monat ist die Natur mit der ersten Ausbildung der Füllenkörper im Mutterleibe beschäftiget. In dieser Zeit, oder bald darnach, werden sie von ihren Müttern gebohren. Nach den Gestütsregistern kommen sie zuweilen einen, oder ein paar Tage früher: zuweilen ein paar Tage später zur Welt.

Die Geburt geschieht, wie bey den übrigen Thieren, die ihre Jungen im Leibe entwickeln — durch Zusammenziehungen des Bauchs und seiner Muskeln; durch Zusammenziehungen der Gebährmutter: durch den Druck des Zwerchfells: durch den Druck und das Einhalten des Athems.

Die Wehen sind stark, und folgen schnell aufeinander. Gleichwohl klagen oder kreissen die Thiere eben nicht oft dabey. Ich rede hier von einer natürlichen Geburt, und dies

sind

sind sie (im großen Ganzen genommen) alle; denn widernatürliche Geburten sind seltene Erscheinungen bey Pferden.

Weil die Wehen stark sind, und schnell aufeinander folgen, ist die Geburt geschwinde. In den gewöhnlichen Fällen, ist sie in zehn, in zwölf Minuten, höchstens in einer Viertelstunde vollbracht, besonders bey Stuten die mehrmale gebohren haben. Bey denen hingegen, die das erstemal füllen, dauert die Geburt bisweilen eine halbe Stunde.

Die ersten Wehen drücken die Stuten stehend aus. So bald hingegen der sogenannte Muttermund geöfnet ist (und dieser ist bald geöfnet) und die Füllenhäute mit einer guten Portion Wasser die äussere Schaam erweitern, legen sich die gebährenden Stuten nieder, und bringen ihr Füllen in seinen Häuten und Wasser verschlossen, liegend zur Welt.

Die alten und neuen Naturforscher sagen uns von dieser Sache gerade das Gegentheil.

Sie sagen, die Stute bringe ihr Füllen stehend zur Welt. Sie begleiten diese Lüge mit Wundergeschichten: mit Zusätzen, mit Kommentaren! selbst der grosse Büffon hat dieses alberne Mährchen in seiner Naturgeschichte für Wahrheit angegeben.

Der Ursprung dieser Unwahrheit rührt wahrscheinlicher Weise vom Aristoteles her, obschon sie dieser grosse, dieser unsterbliche Mann in seiner Naturgeschichte keineswegs als eine Thatsache behauptete, sondern nur schrieb, man sagt, oder man glaubt, (so viel ich mich seines Ausdrucks erinnere) daß die Stuten ihre Füllen stehend gebähren.

Ich rede von der Sache, weil ich es für eine Schande halte, wenn grosse Männer in einer so kleinen, in einer solchen gemeinen Sache, so grosse Fehler begehn. Ich denke mir dabey — wenn dies bey den Hausthieren: wenn es bey Geschöpfen geschieht, die in unsern Häusern wohnen, die wir immer vor den Augen haben: was muß nicht bey andern geschehen, die von uns entfernt sind,

die in der Luft, im Wasser, in Gebürgen, die tief in der Erde leben?

Die Weise, wie das Füllen in der Geburt aus dem Leibe der Mutter geht, ist folgende. Einer von seinen vordern Schenkeln dringt mit der Spitze des Hufs zu erst aus der Oefnung der Schaam. Wenn er ungefähr eine Spanne vorgerückt ist, folgt der andere mit der Spitze des Hufes nach. Beyde rücken alsdann, durch den Druck der Wehen mehr und mehr hervor. Durch die ungleiche Vorrückung derselben durchbohrt der erste bisweilen die Häute, die das Füllen umgeben, und dann fließt ein Theil des Wassers, welches der Sack enthält, durch die erregte Oeffnung aus; fast immer aber bleiben die Häute ganz: und in diesem Fall wird das Füllen mit verschlossenen Häuten und mit dem ganzen Wasser gebohren.

In dem einen, und im andern Fall folgt der Kopf des Füllens mit seinem Maul, wenn die beiden vordern Schenkeln weit genug vorgerücket sind. Dieser ist mit seinem hintern Kinnbacken fest in die Fuge, die die

bei-

beiden vordern Schenkel neben einander machen, gepreßt. Doch preßt eine oder ein paar gute Wehen, sowohl die Schenkel, als den Kopf bis an den Hals, auch nicht selten noch weiter aus dem Leibe der Mutter.

Wenn dieses geschehen ist, ist die Geburt des Thieres so gut, als ganz vollendet; der ganze übrige Körper folgt oder dem Nachdruck der nämlichen Wehe, oder der folgenden nach.

Ist die Geburt vollendet, und die Mutter und das Füllen sich selbst überlassen, dann springt die erste auf, so bald das Füllen ihren Leib verlassen hat: erholt sich von ihrer Betäubung oder von ihrem Schmerz; dann wendet sie sich zum Füllen, beriecht es, beleckt es, und zerreißt im Lecken die Häute, in welchen es eingeschlossen ist.

So bald das letzte geschieht, fängt das junge Thier zu athmen und sich zu bewegen an. Beides erhitzt oder beides erwärmet das Gefühl der Mutter. Beides macht ihre Empfindungen thätiger, als sie vorher waren.

Sie wendet sich, sie dreht sich um ihr Füllen; sie ermuntert es durch Lecken und gelinde Stöße, aufzustehn; in dem sie dieses thut, zerreißt sie durch ihr Bestreben das Band oder die Nabelschnur, durch welche Mutter und Füllen mit einander vereiniget waren.

Kein Schmerz, kein Blutverlust ist mit dieser Trennung oder mit diesem Risse verknüpft. Aus der Nabelschnur des Füllens sieht man selten mehr, als einen halben Löffelvoll — als einige Tropfen Blut rinnen. Nie entsteht durch dieses natürliche Betragen ein merklicher, ein großer, ein tödtlicher Blutverlust. Je herzhafter, je rascher oder thätiger dabey die Mutter zu Werke geht: je größer ihre Begierde ist, das Füllen los zu machen: je geschwinder sie durch ihre Bewegungen die Nabelschnur zerreißt, je weniger blutet sie.

Zweierlei Ursachen sind alsdann vorhanden, die den Blutfluß hindern. Eine ist die Ausdehnung, die vor dem Risse geschieht, welcher die Adern trennt; die andere der veränderte Umlauf des Blutes, der durch das Athemholen, oder durch die Bewegung der

kungen seinen vorigen Gang verändert. Diese beiden phisischen Ursachen machen es unmöglich, daß sich weder ein Mensch, weder irgend ein anderes Thier, das seine Reife erlangt hat, nach der Geburt, verbluten kann.

So, oder auf diese Weise vollendet die Natur, der thierische Instinkt die Geburten der Pferdemütter, die sich selbst, das heißt der Natur überlassen sind.

Anders geht die Kunst und mit derselben die Gestütmeister bey gebährenden Thieren zu Rathe. Beide thun alsdann, was die Natur nicht thut, wenn sie sich selbst, das heißt, wenn die Thiere ihrem Instinkte überlassen sind.

Sehen wir, wie sich die Gestütmeister bey zahmen Pferden im nämlichen Fall benehmen! tausende von ihnen verfahren mit den Stuten, wie die Hebammen mit ihren Weibern verfahren. Die einfältigen, die ihre Sache gut machen, die der Natur recht thätig helfen wollen, bereiten die Stuten zur

Geburt. Sie lassen ihnen Ader: sie geben ihnen Arzneyen; sie thun was die Natur nicht thut.

Die andern, die weniger ärzteln und aus der Ursache weit verwegener sind, zerreissen die Fruchthäute der Füllen, sobald sie zum Vorschein kommen. Durch diese elende Kunst verlängern und erschweren sie die Geburt. Der weiche konische Keil, den die Natur aus den Fruchthäuten und aus dem Wasser bildet: den sie deswegen machte, daß er den Muttermund eröffnen, die Scheide ausdehnen, dem Körper des jungen Thieres die Wege bahnen sollte — diesen Keil, sage ich, hat der grobe, der unverständige Gehülfe zerstöret.

Das Geburtswasser verläßt die Häute und die Frucht, so bald die ersten getrennt oder zerrissen sind. Die Gebährmutter, die Theile im Ganzen genommen, die das Füllen umgeben, ziehen sich, anstatt sich zu erweitern, nunmehr enger zusammen, halten und umfassen vom neuen den Körper des jungen Thiers, oder verhindern wenigstens, daß er

nicht

nicht mehr so leicht, als im vorigen Fall. durch die Wehen geschoben werden kann.

Alles dieses macht, daß die Geburt länger, beschwerlicher, mühsam oder unmöglich wird. Den einen und den andern dieser Fälle hat der unwissende Helfer, der Gestütmeister, der Gestütsknecht, durch seine Kunst — durch das zerreissen der Fruchthäute angelegt; diese, sage ich, machten, daß die Geburt verhindert oder aufgehalten wurde: daß sie schwer oder gar nicht mehr durch die Natur vollendet werden konnte.

Verlegen oder ungeduldig zu warten, faßt alsdann der grobe unwissende Mensch die Schenkel des Füllens, die die ersten Wehen so leicht vor die Schaam gebracht haben, zieht mit gestütsknechtischer Gewalt an den Gliedern des jungen Thiers, und wenn die Sache nicht geht, holt er sich Gehülfen und Stricke, die seiner Einsicht würdig sind.

Wenn sich der Geburtshelfer, von dem ich rede, des Strickes bedient, bringt er ihn mit der daran gemachten Schlinge mit

seiner Hand in die Gebährmutterscheide, legt ihn dem Füllen um den Hals, zieht und erdrosselt alsdann das Thier oft früher, ehe er es noch der Mutter aus dem Leibe reissen kann.

So wenig darf der Unwissende thun, um großen Schaden zu machen! so wenig ist vonnöthen, die Geburt zu erschweren, der Mutter zu schaden, das Füllen oder beide ums Leben zu bringen. Der letzte Fall ist nicht seltsam; ich habe ihn mehr als einmal gesehen. Erst unlängst war ich Zeuge von einem, wo ein Hüter mit seinem Arm bey einer solchen Geburt, einer Kuh ein so grosses Loch in die Gebährmutter stieß, daß das Kalb in die Bauchhöle fiel, und die Kuh geschlachtet werden muste.

Sehnlich wünschte ich, daß man den Stuten — den Hausthieren überhaupt, gar nicht zu Hilfe käme! Auch nicht bey widernatürlichen Geburten, die ohne dem, wenn wir sie mit den natürlichen vergleichen, äusserst seltsam sind. Ohne Hülfe, der Natur oder sich selbst überlassen, würde im ganzen

ge-

genommen, eine unzählige Menge Thiere, die dermalen durch unzeitige durch ungeschickte Hilfe sterben müssen, dem Tode entkommen, wenn sie im Walde wären. Wann oder wie viel gehen wilde Thiere in der Geburt zu Grunde?

Inzwischen glaube ich nicht, daß man meinem Rathe folgen werde. Auch nur sehr wenige von denen, die dieses lesen, werden meinen guten Rath annehmen. Ich kenne die Menschen und ihre Lieblinge — die Vorurtheile zu gut, daß ich das glauben sollte. Ich glaube auch nicht, daß ein Buch von der Geburtshilfe der Thiere, wäre es auch noch so gut, noch so wahr geschrieben, dem Volke Nutzen bringen würde; der eine würde es so, der andere anders auslegen, und beide würden thun, was sie nicht thun sollten.

Diejenigen, die in dem Stücke die Geburtshilfe der Thiere, mit der Geburtshülfe der Menschen vergleichen, oder meinem Grundsatze entgegen setzen wollten, würden gewaltig irren. Die Menschenarme, und die Men-

schenhände, die noch so geübt und noch so gut unterwiesen sind, sind für unsere kleinen Thiere zu stark, nnd für unsere grossen zu schwach. Wessen Hand ist stark — wessen Arm ist lang genug, ein Füllen, ein Kalb in dem Leibe der Mutter zu fassen, zu heben, zu drehen, nnd wenn es widernatürlich liegt, zu wenden?

Ich sagte oben, daß es wenig schwere und nur äusserst wenig widernatürliche Geburten unter den Thieren gebe.

Die Ursache, daß wir bey den Hausthieren viele von den ersten, das ist, von schweren sehen, habe ich angegeben; ich habe gesagt, daß sie die Menschen durch die Hülfe, die sie den Thieren leisten, schwer: bisweilen unmöglich machen.

Die wahrhaft widernatürlichen hingegen sind es von der Natur. Zu diesen gehört die üble Lage des jungen Thieres im Leibe der Mutter. So oft das Füllen, das Kalb, oder irgend ein anderes unter den vierfüssigen Thieren, bey seiner Geburt mit einem andern

Theile, als mit den vordern Schenkeln, das ist, mit den Klauen, und dann mit der Schnautze des Kopfs durch die Oefnuug der Gebährmutter dringt: so oft ist die Geburt widernatürlich. Sie ist es aus der Ursache, weil die Natur der Frucht im Mutterleibe eine widernatürliche Lage gegeben hat.

Ich sage, die Natur hat der Frucht diese Lage gegeben, und zwar gleich vom Anfange gegeben. Die Frucht hat sie nicht selbst genommen; sie hat sich nicht gewendet oder umgekehrt. Diejenigen, die glauben, daß dieses geschieht: die sagen, daß sich die Frucht, das Kind, das junge Thier in diesem oder jenem Monate wende, umkehre, stürze, sagen ein Hebammen — ein Altesweibermährchen.

Die Frucht von der einen oder der andern Art Thiere, bewegt sich zwar im Mutterleibe: allein sie dreht sich nicht um, sie wendet sich und stürzt sich nicht: Die Natur gibt jeder in der Empfängniß — in der ersten Entwicklung des Körpers die Stellung, die Lage, in der sie gebohren werden soll.

Wer sich von dieser Wahrheit überzeugen will, betrachte die Natur, zergliedere trächtige Thiere, sehe, in welcher Lage er das junge, zarte Geschöpf im 1sten, 2, 6, 8, 10, 12ten Monate bey dem Mutterpferde finden werde.

Man versteh mich, was ich sage und von welchen Thieren ich rede! ich rede vom Pferde, von der Kuh, vom Schaafe. Ich rede von Thieren die im ordentlichen Gange der Natur, nicht mehr als ein Junges in ihrem Leibe tragen. Ich rede nicht von den Arten, die mehr als eines gebähren; nicht von Hunden, von Schweinen und andern, die 2, 3, 6, 7, 9, und mehr auf einmal empfangen. Es versteht sich von selbst, daß die Lage der letzten im Leibe der Mutter verschieden seyn müsse.

Eine Stute, eine Kuh, ein Thier, das öfter als einmal bey der Geburt sein Junges widernatürlich bringt, würde ich nicht behalten, das heißt, nicht zur Fortpflanzung bestimmen; auch seine weibliche Jungen nicht. Die Ursache, warum ich auch die letzten von

der

der Zucht ausschliesse, ist, weil ich beobachtet habe, daß sich der Fehler von dem ich rede, zwar nicht immer, aber auch nicht selten, mit dem Geschlechte verbreitet und also in gewissem Betracht erblich ist.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung, wie die Natur die Geburt, bey den Thieren, die sich selbst überlassen sind, anfängt, betreibt, vollendet, und wie die Leute in Gestüten ꝛc. verfahren, die der Natur helfen und die Geburt beschleinigen wollen, bleibt mir noch übrig zu sagen, wie sich die letzten benehmen, und was sie für Fehler begehn, wenn das Füllen, das Kalb, das junge Thier gebohren, zum theil oder ganz in den Fruchthäuten verschlossen ist.

Das erste, was sie alsdann machen, ist, daß sie die Fruchthäute zerreissen und vom Körper des Füllens lösen: und darinn verfahren sie recht. Wenn sie damit fertig sind, binden einige die Nabelschnur mit einem schmalen Bande, oder mit gewächsten Fäden, oder

mit Pferdehaar, *) oder mit irgend einem andern Bande, einen Daumenbreit von der Wurzel des Nabels.

Andere geben sich nicht mit der Unterbindung des Nabels ab. Sie fassen die Nabelschnur, wirbeln sie um die eine oder die andere Hand, setzen den linken Fuß, oder auch beide Füsse an den Bauch des Füllens, wie es auf der Erde liegt, und reissen mit einem Rucke die Nabelschnur glatt aus dem Nabel heraus, wie man einen Strauch aus der Erde reißt.

Diese Methode habe ich 1775 im königl. Dänischen Gestüt zu Friedrichsburg allgemein ausüben gesehn. Ich staunte, da ich sie unvermuthet das erstemal anwenden sah; mir war dabei zu Muthe, als ob der Gestütknecht, der diese Operation ausübte, meinen eigenen Nabel morsch aus dem Bauche risse.

So

*) Pferdehaar ist nicht gut zum binden; es ist zu glatt, deswegen macht es nie einen Bund, dem man trauen darf.

So grausam und so eckelhaft diese Behandlungsart der Füllen in die Augen fällt, muß ich doch gestehn, daß ich nie davon üble Folgen gesehen habe. Der Nabel blutet wenig oder gar nicht darnach — den Fall ausgenommen, wenn mit dem Riß des Nabels ein Stück von der Haut abreißt.

Dies geschieht inzwischen selten. Gleichwohl weis ich Fälle, wo diese Operation so übel abgelaufen ist, daß den Füllen ein Loch in den Bauch gerissen wurde, aus dem die Därme drungen, und die Thiere auf der Stelle blieben. In Friedrichsburg aber habe ich diesen Fall nicht gesehen.

Doch habe ich in diesem großen und schönen Gestüte, eine andere Bemerkung gemacht. Ich habe unter den ein, zwey, und dreyjährigen Füllen, vorzüglich aber unter den Stutfüllen, eine Menge gefunden, die Nabelbrüche hatten. *) Sollte das Ausreissen der Nabelschnur nichts dazu beigetragen haben?

So

*) Siehe mein Bruchstück über die Leisten- und Nabelbrüche.

So übel nicht selten die Füllen, die Kälber und andere junge Thiere durch die mancherley Operationen, welche die unverständigen Leute an der Nabelschnur machen, behandelt werden, ist die Gefahr, die daraus für die jungen Thiere entsteht, noch lange nicht so gros, als jene ist, die den Müttern durch das Herauszerren der Nachgeburt zugefüget wird, bevor sie die Natur im Leibe losgemacht hat.

Auch hier wird nicht erwogen, daß keine Hand in der Welt die Nachgeburt so leicht, so gelinde, so sicher, und so sanft von der Gebährmutter abtrennen kann, als sie die Hände der Natur von den Leibern der Thiermütter lösen. Die unvermutheten Geburten der zahmen Thiere, und die Geburten von allen wilden, sind in diesem Fall die sichersten Zeugen davon.

Dem ungeachtet wird bei den Hausthieren, auch in der Sache weder die Natur, weder die Erfahrung zu Rathe gezogen. Die Leute aus allen Ländern, die ich kenne, reissen sie aus den Leibern der Thiere, die

Natur mag sie locker oder fest halten. Je mehr sie widerstrebt: je fester sie verwachsen ist, je mehr kratzen und zerren, und ziehen sie daran.

Dieses widernatürliche Verfahren: diese üble Behandlung ist im allgemeinen genommen, viel gefährlicher, viel tödtlicher, als Krankheiten, Plagen und Pesten. Ich weis, was ich sage! ich übertreibe nichts. Die Zeit soll mich Lügen strafen, wenn ich gelogen habe.

Wenn die Nachgeburt der Thiere nicht folgt, wenn man gelinde daran zieht, muß sie in Ruhe bleiben. Niemand darf in dem Fall, von dem ich rede, irgend eine Gewalt ausüben; Niemand zwinge die Natur, der nicht für den Zwang, den ihr seine Gewalt zufügt, ihre Strafe erwarten will.

Ich habe sie (die Nachgeburt) Kühen, acht Tage, zehn Tage, zwölf, auch sechszehen Tage ohne den geringsten Schaden im Leibe gelassen, wenn sie angewachsen war. Wahr ist es, daß sie alsdann zu stinken an-

fängt

fängt und in Faulung geht: wahr ist es aber auch, daß man sie in den Fällen, von welchen ich rede, nicht wegnehmen darf, bis sie die Natur durch das Zusammenziehen der Gebährmutter — durch Wehen aus dem Leibe treibt.

Bey Stuten löst sich die Nachgeburt leichter ab, als bey Kühen; selten bleibt bey den ersten dieser Theil lange nach der Geburt zurück.

Daran ist wahrscheinlicher Weise die lange Herberge der Füllen, die eilf und einen halben Monat, bey Kühen hingegen, nur neun Monate dauert, Schuld. Am gefährlichsten ist es, die Nachgeburt wegzunehmen, wenn die Stuten oder die Kühe ꝛc. verwerfen; in solchen Fällen ist sie fast immer fest mit der Gebährmutter verwachsen.

Weil demnach bey allen Operationen, die bey den Geburten der Thiere vorkommen, niemand so gut, als die Natur zu Werke geht, so rathe ich noch einmal, daß man sie alle der Natur allein überlasse! man gebe ihnen

einen

einen bequemen Ort und sorge für nichts. Sie verstehen die Kunst zu gebähren, die Kunst die Nabelschnur zu besorgen, und die Zeit, die Nachgeburt auszuwerfen, ganz gewiß, ganz sicher besser, als sie ihre ungeschickten Helfer verstehn. Die Hausthiere und die Wilden zeigen uns Beweise davon.

Achtes Bruchstück.

Von der Pflege der Hůfe bei jungen und erwachsenen Fůllen.

Mehr, als die Hälfte von den zahm erzogenen Fůllen, verderben ihre Schenkel und Hůfe aus Mangel der Pflege der Hůfe. In Landzestůten und Hauszuchten ist dieser Fehler allgemein; mehr, als zwey Drittheile von den letzten werden oder bockbeinig, oder schief, oder auf andere Weise in ihren Schenkeln und Hůfen verbogen. In wilden Gestůten sind diese Fůllengebrechen so seltsam, als sie bei den ůbrigen wilden Thieren sind, die Klauen an den Fůssen haben.

Die Ursache, daß die Fůllen in wilden Gestůten so wenig Hufmångel haben, ist die Bewegung. Durch sie werden die Theile in eben dem Verhåltnisse abgenůtzt, als sie bei denen, die wenig Bewegung machen, durch das Wachsthum verlångert werden.

Die zu langen und ungleichen Hűfe sind es vorzűglich, die den jungen Thieren ihre Fűsse und Schenkel, und mit diesen nicht selten ihre ganze Gesundheit verderben. In dem einen und im andern Fall verlieren sie mehr oder weniger von ihrer Leibesstärke, von ihrer Brauchbarkeit, ihrer Gűte und ihrem Werthe.

In den ersten fűnf bis sechs Monaten ihres Alters, ist (Zufälle ausgenommen) nichts an den Hűfen zu machen, besonders bei denen nicht, die mit den Műttern auf der Weide gehen. Bei denen hingegen, die im Stall ernähret werden, die nicht gehen, muß frűher nachgesehen werden, wie ihre Hűfe in Ansehung der Länge, der Gleichheit, der Wände oder Trachten, der Richtung u. s. f. beschaffen sind.

Jeder Bauer: jedermann, der Fűllen oder Pferde unter seiner Aufsicht hat, sollte nothwendiger Weise so viel Kenntniß von Hűfen, von ihrer Höhe und Richtung, und von der Stellung der Schenkel haben, daß er wenigstens wűßte, wie lang, oder wie kurz die-

se Theile im schönen natürlichen Zustande, vornen, hinten und an beiden Seiten seyn müssen.

Jedermann sollte seinen Augen wenigstens so viel Kenntnisse geben, daß sie fühlten, wann und wo die Hüfe zu hoch oder zu niedrig sind; ob sich das Uebermaaß an der Zehe, der Mangel an den Fersen, das Ungleiche, das Verkehrte, die schiefe Richtung u. s. f. an der äußern oder innern Wand, oder an irgend einem andern Theile zeige. Allein diesen Gesichtsblick haben unter zehntausenden, die mit Pferden umgehen, nicht zwey, und unter hundert Schmieden, die nicht durch Lehrer oder gute Bücher lang unterwiesen worden sind — kein einziger.

Gleichwohl ist nichts anders, als der Mangel dieser Kenntnisse Schuld, daß es so viel kranke, so viel fehlerhafte Schenkel und Hüfe gibt, und daß so viel Pferde verderben. Ein Maaß anzugeben, wie lang z. B. ein Huf an der Zehe, wie hoch er an den Wänden, und wie niedrig eben dieser Huf an den Fersen seyn müsse, kann bei Füllen theils we-

gen

gen der Verschiedenheit ihres Alters, und bei ausgewachsenen Pferden wegen der Verschiedenheit der mancherley Arten Hüfe, nicht festgesetzet werden. Beides erfodert Beobachtungen, Unterweisung und Gefühl von der Wahrheit der schönen Natur; das bemerkt, das gefühlt werden muß.

Die schönsten Modelle dazu zeigen die Hüfe sich selbst überlassener Thiere. Wer ein einziges Modell von dieser Art mit aufmerksamen Augen betrachtet: wer es von allen Seiten recht besieht und Achtung gibt, wie die Hüfe an den vordern und hintern Füssen beschaffen sind, hat für alle Fälle von der nämlichen Art, von der nämlichen Größe der Füllen oder Pferde, die ähnliche Hüfe haben, ein Muster, nach dem er sich im Niederschneiden der zu hohen und ungleichen richten kann. *)

*) Die Verschiedenheit der Gestalt zwischen den vordern und hintern Hüfen, ist so merkbar, daß sie auch Nichtkennern in die Augen fällt. Die Verschiedenheit aber, die man an beiden in Anse-

Mangel an Beobachtung und Sorgenlosigkeit sind Schuld, daß diejenigeu, die Pferde und Füllen uuter ihrer Aufsicht haben, von dieser Kenntniß so wenig wissen. Schmiede, die nicht unterwiesen sind, können sie nicht haben, und zwar aus der Ursache nicht, weil jeder unverständige Mensch, vom Knechte bis zum Herrn hinauf, Gesetze vorschreibt, wie sie den Pferden die Hüfe auswirken, verschneiden, verderben sollen — verderben müssen.

Bis zum Alter von einem Jahre sind sowohl die Bauern, als die Gestütsaufseher in dem Wahne, den Füllen die Hüfe zu lassen,

wie

sehung ihrer Natur und ihres Wesens in den verschiedenen Altern und Lebensepoken der Thiere entdeckt, fodert Kenner auf. Dem ungeachtet wird sie für jedermann sichtbar, den man aufmerksam darauf macht. Wenn die äußere Rinde der Hüfe nicht befeilt, und das Horn im Ganzen durchs Beschlagen nicht verdorben worden ist, so halte ich es für möglich, daß der gute Beobachter, der den erwähnten Unterschied genau bemerket hat, von der Beschaffenheit und den Eigenschaften dieser Hüfe beinahe so gut, wie aus den Zähnen urtheilen könne, wie alt die Pferde sind.

wie sie gewachsen sind. Erst nach Verlauf dieser Zeit, und zwar gemeiniglich erst dann, wann die jungen Thiere den zweiten Sommer auf die Weide gehen sollen, glauben sie, daß es nöthig seye, ihnen diese Theile zu verkürzen. Dann aber ist es sicher zu spät; dann haben sich die Hüfe den Winter hindurch im Stehen verlängert, überwachsen, verdreht, verkrümmt; dann haben sowohl die Gelenke, als ihre Bänder mehr oder weniger gelitten; dann sind die Schenkel vom Stehen krum oder schief; dann haben die Hufknochen eine falsche Richtung (besonders in solchen Fällen) genommen, wenn sich der Huf an der Zehe gekrümmt, die Fersen zu hoch, die Zehen zu niedrig worden sind.

Das nämliche geschieht, wenn die eine, oder die andere Wand zu viel abgetreten, die entgegengesetzte zu lang gewachsen, eingebogen, verkrümmt ist. In diesen Zuständen haben die Hufbeine eine falsche Richtung in den Hüfen genommen (wenn das Uibel lang gedauert hat) oder sie nehmen sie mit den übri-

gen Gelenken bald, wenn den Fehlern nicht bei Zeiten abgeholfen wird.

Was bei solchen Umständen schlimmer, als das Uibel selbst ist, ist unächte, ungeschickte Hülfe. Sie gründet sich auf ein Verfahren, das die Gewohnheit — das der Unverstand der Pferdeverderber bis zum Unsinn getrieben hat.

Man wird es nicht glauben, und dennoch ist es wahr; ich habe es nur gar zu oft mit eigenen Augen gesehen, daß die Leute im Frühjahr den Füllen, die zu hohe Fersen und niedrige Zehen hatten, die hohen Fersen ließen, und die niedrigen Zehen mit dem Wirkmesser, oder mit einer Beißzange noch niedriger machten.

Ich habe gesehen, ich bin nicht einmal, ich bin vielmal Augenzeuge gewesen, daß die Leute den Füllen und den Pferden, die zu lange und zusammengezogene Hüfe hatten, statt sie nieder zu schneiden, oder kürzer zu machen, die Sohle ausschneiden, den Huf

aus-

aushölen, den wenigen Uiberrest vom Strahl wegschneiden ließen.

Ich habe alles dieses und noch viel mehr gesehen. Es sind große, es sind verderbliche, es sind ungeheure Fehler. Nichts, als die Zeit, gute Lehrer und gute Volksbücher können sie nach und nach aus der Gesellschaft verbannen.

So wahr dieses Wahrheiten sind, so wahr ist es, daß die Kunst, die den Füllen und den Pferden die Gesundheit der Hufe und die Gesundheit der Schenkel erhält, sicher und einfach ist, wenn anders kein verdorbener Saame, keine Geschlechtsfehler, keine erbliche Krankheiten u. s. f. Antheil an der Verartung der Hufe haben.

Nichts ist dann an den Klauen der Füllen und der Pferde zu machen, als die Zehe, die Wände und die Fersen im Ebenmaaße, das ist, jeden von diesen Theilen in der gehörigen Gleichheit, Länge und Richtung zu erhalten.

Die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, gründen sich auf Aufmerksamkeit, das Fehlerhafte zu bemerken, zu kennen, zu sehen; auf das Ebenen der Ungleichheiten, die sich an den Hüfen befinden; auf das Abschneiden des zu langen oder des überwachsenen Horns.

Der gute gesunde Huf wächst an allen Theilen verhältnißmässig gleich; ich sage verhältnißmässig; es versteht sich von selbst, daß jeder Huf vorne, das heißt, an der Zehe, länger ist, als an den Fersen. Allein der nicht gesunde, der von Natur aus kranke Huf, wächst nicht verhältnißmässig, weil er kein gleiches Wachsthum von der Natur erhalten hat.

Von dieser Art sind die Hüfe, die hinten, oder an den Fersen niedrig bleiben. Man heißt sie Pferde mit niedrigen Fersen. Diese sind so gebaut: diesen hat die Natur hinten so wenig Wachsthumswerkzeuge gegeben, daß sie da ewig niedrig bleiben.

An der Zehe hingegen wachsen sie mehr; da wachsen sie nach der Länge und nach der Breite; da biegen sie sich in einem gewissen Alter um; da werden sie blättericht, mehr oder weniger rindig, hart und ungestaltet; doch wachsen dergleichen ungesunde Hůfe nie so stark, als die natürlichen, die gesunden Hůfe wachsen.

Dies ist die Ursache, daß die Pferde, die niedrige Fersen haben, mehr, als die Hälfte länger auf ihren Eisen gehen: und dies der Grund, daß man sie auch nur selten beschlagen darf, wenn ihre Füsse gesund bleiben sollen.

Der zu lange Huf wird im ganzen genommen mit dem Wirkmesser von allen Seiten so viel niedriger oder kürzer gemacht, als es seine übermässige Länge fodert. Ich sage, kürzer gemacht, ich sage niedergeschnitten; ich sage nicht, daß er ausgeschnitten, oder ausgehölet werden soll; das soll, das darf er niemals werden.

Strahl und Winkel, oder Ecken bleiben, wie sie sind; von denen wird nichts, gar nichts weggenommen; auch in dem Falle nichts, wenn der Strahl faul, stinkend, schwammig, schwierig wäre; da am allerwewenigsten. Der Druck, den alsdann das Thier auf den Strahl und auf die schwierigen Theile durchs Auftreten macht, preßt die faulen Feuchtigkeiten aus und gibt seinem Wesen die Kraft und Feste wieder, die der Strahl durch seine Krankheit verlohren hat. Dieser Druck ist nach meiner Erfahrung die einzige und die größte Arzney, die die Welt in diesen Fällen meinem Meister, dem Herrn Lafosse zu verdanken hat.

Wie dies Niederschneiden der zu langen Fersen und Hufe den faulen, schwierigen Strahl, die geraden Feßel und mancherley schiefe Richtungen der Hufbeine der vordern und hintern Schenkel durch das wieder hergestellte Ebenmaaß des niedergeschnittenen Horns heilt, so heilt die nämliche Operation (das Niederschneiden der Hufe), die Zwanghufe, die eingebogenen Wände, die schmalen und

niedrigen Fersen der Füllen und der erwachsenen Pferde.

Die Schwere des Körpers, die in diesen und in allen andern Fällen, im Stehen und im Gehen bei jedem Tritte, die Fersen und den Strahl auf die Erde drückt, und der Druck, den die letzte, oder die Erde, dem Strahl und den Fersen zurück gibt, wirken auf die beiden letzten Theile so, daß sie nach und nach auseinander gehen, das heißt, daß beide Theile nach und nach breiter und weiter, folglich gesund und also natürlich werden.

Alle diese Vortheile kann sich jedermann durch das Niederschneiden der zu langen Hüfe versprechen, wenn es bei Zeiten geschieht; unvermeidlich aber sind die erwähnten Uibel, wenn die Füllen oder die Pferde, die Maulthiere oder die Esel, ihre überwachsene Hüfe behalten. Am gewissesten entstehen sie, wenn die Fersen zu lang, oder zu hoch auswachsen. In allen diesen Umständen ziehen sich die Hüfe am untern Theil zusammen, werden die Wände krumm, verengern sich die Fersen,

pressen und drosseln sie die Wurzel des Strahls.

Dieser Fehler ist es, der so viel Füllen, so viel alte und junge Pferde verdirbt. Er ist es, der den Strahl verzehrt, drückt, preßt, drosselt, klein und schwinden macht. Er ist es, der ihm und dem Hufe die erste Anlage zum Faulen, zum Schwieren, zum Krebse, zum Verarten gibt.

Die zu langen und die zu kurz geschnittenen Hüfe: das Abraspeln der äussern Rinde oder der Glasur: das Ausschneiden, oder Aushohlen der Sohle: das Abschneiden des Strahls: das Oeffnen der Ecke oder der Winkel: die starken und schweren Hufeisen: die sogenannten deutschen Hufnägl: die nicht unterwiesenen Schmiede: die unverständigen Pferdeverständigen und die Huffalbenkrämer, sind an dem Verderben der Hüfe und der Pferde — sind an allen diesem Unheil Schuld.

Nach den Herren Lafosse's, glaube ich einer von den ersten zu seyn, der seit 1775 in Deutschland wieder diese großen Fehler geschrieben,

ben, geredt und öffentlich gestritten hat. Klark und Weber und Kersting, haben es in ihren Werken ebenfalls gethan; doch hat sich ausser dem Herrn Kersting, diesem grossen, diesem verdienstvollen Manne, im Fache des Hufbeschlägs, meines Wissens keiner wider den Schaden, den die Hufsalben erregen, erklärt. Warum nicht? Weil diese Schmierereyen ihren Werth im Nutzen haben, den sie dem Beutel tragen.

Neuntes Bruchstück.

Von den Farben der Haare bei Pferden.

Mannichfältig sind die Farben der Haare bei Pferden. Ihre Verschiedenheit ist nicht sowohl als ein Spiel der Natur, als vielmehr eine Folge der Gattung zu betrachten, von der das Thier abstammt.

Um richtig davon urtheilen zu können, müssen sie in einfärbige und gemischte getheilt werden. Einfärbige gibt es überhaupt nur dreyerley; weiße, schwarze und braune. Von diesen dreyfachen Gattungen werden alle übrige Farben zusammengesetzt.

Aus den einfärbigen weißen Haaren entsteht der Glanz- oder Atlasschimmel, und der Milchschimmel. Atlasschimmel nenne ich diejenigen, die weiß zur Welt gebohren werden. Ihre Haare fallen, doch nur sehr sanfte, ins Gelbe und werfen einen Glanz wie Atlas von sich; ihre Lippen und Hufe sind gelbe; diese sind eigentlich das karakteristische Zei-

chen

chen zwischen den Schimmeln die weiß, und denen die schwarz gebohren werden. Weil diese Farbe ursprünglich und unveränderlich ist, verdient sie unter den Schimmeln den ersten Rang.

Der Milchschimmel wird, wie alle übrige Arten, von Schimmeln, schwarz gebohren, aber in sehr kurzer Zeit weiß. Mit 6 Wochen, höchstens zween Monaten nach der Geburt verwandelt sich die schwarze Farbe in eine milch- oder silberweiße Farbe. Ihr Glanz hängt von der Art und dem Geschlechte der Pferde ab. Gemeine Pferde und Wallachen haben weniger Glanz, als bessere Arten und Hengste und Stuten haben; bei diesen glänzen die Haare noch im späten Alter.

Wenn die weißen Haare mit schwarzen vermischt werden, entsteht daraus:

Der Schwarzschimmel.
Der Eisenschimmel.
Der Mohrenkopf.
Der Grauschimmel.
Der Apfelschimmel.
Der Fliegenschimmel.

Der Fliegenschimmel mit Staarpunkten bespritzt.

Der eigentliche Staarschimmel und

Der Kothschimmel.

Schwarzschimmel heißt man denjenigen, der mehr schwarze, als weiße Haare hat.

Eisenschimmel den, wo die schwarzen Haare mehr mit weißen vermischt sind. Diese Mischung macht ungefähr einen Schimmer, wie das gute Eisen, wenn man es zerbricht.

Mohrenkopf wird derjenige genannt, dessen Kopf entweder ganz schwarz oder nur sehr wenig mit weißen Haaren bestreuet ist. Sein Körper ist mehr oder weniger schwarz, mehr oder weniger weiß: mit einem Worte, mehr oder weniger Schimmel. Man könnte daher, wenn man genau seyn wollte, den Mohrenkopf in den Mohrenkopf vom Schwarzschimmel, und in den Mohrenkopf vom Eisenschimmel eintheilen.

Grauschimmel ist der, wo die weißen Haare die schwarzen viel übertreffen; es ist viel heller und weißer, als der Eisenschim-

mel. Man findet ihn aber nur in gewissem Alter.

Apfelschimmel gibt es in Betref der Austheilung der Aepfel mehrere Gattungen; einige sind über den ganzen Körper, andere nur an einigen Theilen, und andere blos an den Seitentheilen der hintern Schenkel geapfelt. Bei allen ist der Grund weiß. Die Aepfel entstehen von dem Zirkel, den die schwarzen Haare machen.

Bei dem Fliegenschimmel ist ebenfalls der ganze Grund weiß. Gewisse schwarze Flecke, die hin und wieder auf dem Körper zerstreuet sind, und die wie Fliegen aussehen, die darauf sitzen, haben Anlaß zu dieser Benennung gegeben.

Der Fliegenschimmel mit Staarpunkten, zeigt nebst den schwarzen Flecken noch eine gewisse Anzahl schwarzer Haare unter den weißen.

Der Staarschimmel kömmt ganz mit der Farbe eines Staares überein.

Kothschimmel findet man meistens im Herbste, wenn die Haare lang zu werden anfangen. Ihr Namen stammt von der Aehnlichkeit ab, die sie mit der Farbe des Kothes haben.

Alle diese Schimmelarten werden schwarz gebohren; alle, den Mohrenkopf und den Fliegenschimmel ausgenommen, werden im Alter weiß; nur diese zween behalten ihre Bestimmungszeichen das ganze Leben hindurch.

Aus der Vermischung der weißen mit braunen Haaren entsteht:

Der Rothschimmel mit dem schwarzen oder braunen Kopf.

Der Wein- oder Honigschimmel, und

Der Forellenschimmel.

Wie bei dem Schwarzschimmel die schwarzen, so sind bei dem Rothschimmel die braunen Haare häufiger, als die weißen, er

mag

mag einen schwarzen, oder braunen Kopf haben.

Weinschimmel, oder Honigschimmel heißt derjenige, bei dem die weißen Haare so mit braunen vermischt sind, daß sie einen Schatten, wie schimmlichter rother Wein, oder wie die Oberfläche einer vollen weißen Honigscheibe, von sich geben. Die Haare sind bis an die Spitze braun, an den Spitzen hingegen weiß.

Forellenschimmel sind die, wo der ganze Körper weiß und wie bei dem Fliegenschimmel mit kleinen braunen Flecken bestreuet ist. Sie haben den Namen von der Aehnlichkeit mit den Forellfischen erhalten; doch sind die Punkte nicht so rund, wie bei jenen, sondern eckigt.

Wie alle Schimmelarten von der ersten Gattung weiß werden, werden es auch die von der letzten, ausser dem Rothschimmel mit dem schwarzem Kopfe und dem Forellenschimmel; der erste wird zwar im hohen Alter ziemlich weiß; der letzte aber behält die braunen

Punkte, wie der Fliegenschimmel die schwarzen.

Von den schwarzen Haaren entstehen:

Der Glanzrapp, der nebst seiner tiefen Schwärze einen starken Schimmer (im Sommer) von sich wirft.

Der Kohlrapp, wo die Haare ebenfalls tief schwarz, nur ohne besondern Glanz sind.

Der Sommerrapp, der sich von beiden unterscheidet; er ist gegen den ersten betrachtet, gleichsam braun; seine Haare sind am Grunde wie besengt.

Die braunen Haare sind in ihrer Helle, Tiefe und in ihrem Glanze verschieden.

Jedes braune Pferd muß schwarze Mähnen, einen schwarzen Schweif und schwarze Schenkel haben, sonst ist es kein Braun, sondern ein Fuchs.

Die

Die Gattungen von Braunen sind:

Der Schwarzbraun.
Der Kastanienbraun.
Der Kirschbraun.
Der Rehbraun.
Der geapfelte Braun.
Der Goldbraun.
Der Hellbraun.
Der gemeine Braun.
Der Fahlbraun mit grauen Schenkeln.

Der Schwarzbraun ist ganz Rapp, nur ist er um die Nasenlöcher und in der untern Gegend der Flanken gebrennt.

Der Kastanienbraun ist an den Seiten, dem Rücken und Halse schwarz: allein durch die schwarze Farbe schimmert eine gewisse Bräune von dem Grunde aus, die mit der Farbe einer schwarzbraunen Kastanie übereinkommt. Die gebrannten Flecke um die Nase und in den Flanken sind heller, als bei den Schwarzbraunen.

Der Kirschbraun, ist eine Folge von dem Kastanienbraun; der braune Schimmer, der

bei jenem durch die schwarzen Haare leuchtet, ist bei diesem etwas heller und gleicht überhaupt der Farbe einer Weichsel oder braunen Kirsche.

Goldbraun ist der nächste Schimmer auf den Kirschbraun; das Feuer in seinen Haaren ist so stark, daß es mit dem von Glanzgolde verglichen werden kann. Unter allen Haaren ist dieses das schönste — das edelste.

Der Hellbraun ist von dem gemeinen Braun meistens nur dem Namen nach unterschieden. Der letzte ist nur sehr wenig bleicher, als der erste.

Der Rehebraun ist von der Gattung der braunen Pferde gleichsam ein Mittelding; gemeiniglich fehlen ihm noch die Unterscheidungszeichen, die den braunen Pferden eigen sind; seine Mähnen und Schweif sind zwar schwarz, allein selten sind es die Schenkel: wenigstens sind sie es nicht weit — wenn sie es sind.

Von den Falben, die auf die Braunen folgen, unterscheidet man:

Den Dunkelfalb mit schwarzen Mähnen, mit schwarzem Schweif und Schenkeln.
Den Kothfalb.
Den gemeinen Falb.
Den Mausfalb und
Den Rehefalb.

Die meisten Falben haben schwarze Streife über den Rücken, die die Franzosen Eselsstreife nennen.

Der Dunkelfalb hat braune, doch etwas mehr ins Gelbe fallende Haare; seine Mähnen, sein Schweif, seine Schenkel und der Streif über den Rücken sind kohlschwarz. Einige davon sind am Körper geapfelt.

Der Kothfalb nähert sich der Farbe des Koths am meisten.

Der gemeine Falb nähert sich mit seinen Haaren fast durchgehends dem Rehebraun; seine Schenkel sind kaum bis zu den Knöcheln

schwarz, nur hat er den Streif über den Rücken, den der andere nicht hat.

Der Mausfalb, stimmt aufs genaueste mit der Farbe der Feldmäuse überein.

Der Rehefalb weicht eben nicht weit von der Farbe eines Rehes ab: doch sind seine Haare etwas dunkler, als bei jenem.

Füchse gibt es folgende Gattungen:

Den Schwarzfuchs mit grauen oder weißen Mähnen und Schweif und geapfelten Körper; die Aepfel entstehen aus einem Gemische von Haaren vom Glanz- und Sommerrapp.

Den Dunkelfuchs, der röther ist, als der erste.

Den Metallfuchs, der einen Schimmer wie rohes Metall hat.

Den Zobelfuchs, der mit den Haaren eines Zobels Aehnlichkeit hat. Seine Mähnen und Schweif sind aus weißen und braunen

Haa-

Haaren zusammengesetzt; von den letzten sind einige halb weiß und halb braun, oder fuchsartig.

Den Rothfuchs, der den Namen von der Uibereinstimmung mit der Farbe eines wilden Fuchses im Walde bekommen hat.

Den Goldfuchs, der eben so schön, wie der Goldbraun ist; oft übertrift er noch das Feuer von jenem; blos die schwarzen Mähnen, Schweif und Schenkel, die nur den Braunen eigen sind, unterscheiden sie voneinander.

Die Schweißfüchse, welche die Dänen gelbe Pferde nennen, unterscheiden sich von allen übrigen in dem, daß ihre Mähnen und Schweife ganz weiß, der Körper aber gelbe ist.

Von den andern Gattungen, die noch zu den Füchsen gehören, sind:
Der Isabell.
Der Semmelfalb und
Der Hermelin.

Der erste ist weiß und mit gelben Haaren gemischt; der andere ist von der Fuchsart und hat das Gelbe von der Oberfläche einer Semmel; der letzte ist sehr blaß, hat gelbe Mähnen und einen gelben Schweif.

Zu den Schäcken gehören:

Der Schwarzschäck, der über den ganzen Körper Rapp und meistens von der Gattung der Glanzrappen ist, nur hin und wieder weiße Flecke hat, die sich mehr oder weniger ausbreiten.

Der Braunschäck, der wie der Schwarzschäck ist, nur daß bei diesem die Haare braun, die bei jenem schwarz sind.

Der Fuchsschäck, der mehr oder weniger ausgebreitete weiße Flecke hat, und in die verschiedenen Fuchsarten einschlägt, meistens in die gemeinen.

Der Porzellänschäck, der meistens an dem Wiederrüst weiß und schwarz, an dem übrigen Körper hingegen ganz weiß ist; diese Mischung von Haaren macht, daß man das

Schwar-

Schwarze für Blau ansieht, und daher den Pferden den Namen Porzellänschäck beilegt.

Die Tiger werden, wie die Schäcken in den schwarzen und in den braunen eingetheilt. Sie bestehen in regelmäßigen schwarzen oder braunen Flecken, die auf einen weißen Grund an einem oder dem andern Theile des Körpers, oder über den ganzen Körper zerstreuet sind.

Die Unterscheidungszeichen der Tiger sind, die gelben Flecke an den Lippen, an dem Schlauch, an dem After und an der Schaam. Durch diese erkennt man die Tiger, wenn auch übrigens der ganze Körper einfärbig wäre.

Endlich gibt es noch gemischte Tiger, wo nämlich auf einem weißen Boden schwarze, braune und gelblichte Flecke stehen.

Zehntes Bruchstück.

Von der Kenntniß des Alters der Pferde.

Einleitung.

Ich liefere hier ein Bruchstück, welches mir wegen seiner innern Reichhaltigkeit viele Jahre Zeit, und sehr viel Mühe gekostet hat. Ich übergebe es dem Drucke, um so wohl meine Schüler, als die Naturforscher mit einer Geschichte bekannter zu machen, die nicht nur Anmuth, Schönheit und Reiz mit Naturphilosophie verbindet, sondern, die auch in Absicht der Kenntniß des wahren Pferdealters, für die bürgerliche Gesellschaft von großem Nutzen ist.

Die erste Anleitung zur Bearbeitung dieser Materie bekam ich 1771 in Frankreich, durch das Zerbrechen vieler Kinnbackenknochen, die ich auf dem Felde fand; dann durch das große und schöne Werk meines Lehrmeisters

Herrn La Fosse; *) dann durch das schöne und große Gestüt Sr. Majestät des Königs von Dänemark in Friedrichsburg; und dann durch die große Sammlung von Pferdekinnbacken und Köpfen von allen Altern, die ich seit 1778 im k. k. Thierspital zusammen gebracht habe. Ohne diese Hülfsmittel, besonders aber ohne das königl. Dänische Gestüt (wo jedem Pferde die Jahrzahl seiner Geburt an einen Schenkel gebrannt ist) wäre es mir unmöglich gewesen, jemals aus dieser verworrenen Materie zu kommen.

Die besten Pferdekenner in allen Ländern haben bisher behauptet, man könne das Alter der Thiere, von welchen ich rede, nur eine gewisse Zeit, das heißt, nur bis in gewisse Jahre, sicher und mit Grunde bestimmen. Die Engländer sagen, man könne es nicht bis über das neunte Jahr; die Franzmänner hinge-

*) Siehe Cours d'Hippiatrique p. Mr. La Fosse, p. 27, und eine gute Deutsche Uibersetzung davon in Herrn Prof. Knoblochs Sammlung, im 1sten Th. Seite 260.

gegen behaupten, es könne bis 12 Jahre bestimmt aus den Höhlen der Zähne erkannt werden. Allein Niemand hat meines Wissens (wenn ich den Herrn La Fosse ausnehme) gezeigt, wie man es das ganze Leben von der Geburt an, bis zum Tode mit Sicherheit angeben könne.

Gleichwohl ist dies nicht nur möglich, sondern es ist gegründet wahr. Viele unter meinen Schülern wissen es: sie kennen es so gut als ich. Viele, sage ich. Das was ich davon sagen werde, ist aus der Natur — nicht aus Büchern gehoben. Bald kennt man es aus der Art, bald aus der Beschaffenheit, bald aus der Gestalt der Zähne. Bald kennt man es aus der Beschaffenheit des Zahnfleisches und der Zähne; bei den Füllen kennt man es eine gewisse Zeit, an den Schweifen und Mähnen: in einer andern kennt man es (gewissermassen) aus dem Gange und der Beschaffenheit der Hufe; bei den alten Pferden (besonders bei Rappen und Braunen) kennt man das Alter nicht nur aus der Beschaffenheit des Zahnfleisches und der Zähne, sondern auch aus den Veränderungen der

Haare an der Stirn, an den Augenbogen u. s. f.

Ich rede hier vom großen, vom allgemeinen Untergange, nicht von Seiten, von Ausnahmen oder von Nebengängen. Es gibt einzelne Pferde, es gibt auch einzelne Gattungen, bei denen weder meine Schüler, weder ich, das Alter in einer gewissen Lebensepoke mit Gewißheit zu bestimmen wissen. Pferde, die weiden: die, so zu sagen, ihr ganzes Leben auf dem Grase gehn: Pferde, sage ich, die ihr Futter den größten Theil ihres Lebens mit den vordern Zähnen von der Erde abbeissen müssen, bei diesen ist es nicht leicht, durch das betrachten der Zähne zu bestimmen, wie alt sie sind.

Sie behalten das Zahnfleisch im Alter beinahe wie die jungen Pferde, ohne es merklich zu verändern; sie beissen sich aber die Kronen der Zähne im unterm Maul viel eher ab, als diejenigen, die hartes Futter geniessen. Bei diesen habe ich die schöne Entdeckung gemacht, daß die abgewetzten Kronen der Schneid- und Backenzähne durch das Vorrücken der

Wur-

Wurzeln ersetzt werden. Durchs Vorrücken sage ich, und verstehe dadurch weder verlängern noch wachsen.

Von den Zähnen.

Die Zähne sind unter allen Knochen des thierischen Körpers, die härtesten und festesten Beine.

Sie entwickeln sich im Mutterleibe, sobald die Kinnbackenknochen der Frucht eine beinigte Anlage erhalten.

Diese Anlage erhalten sie früh. Schon mit einem Monate bemerkt man beinigte Blätter in der Gegend des Kinnbackens, wo sich die Zähne lagern.

Ihr erster Grundstoff besteht in einem schleimichten Safte, der die Schalen der Kinnbackenhöhlen bewohnt, ehe die Zähne gebildet sind. Eine äusserst zarte Haut umhüllt diesen

Saft; *) sie schließt ihn in ein Säckchen, bis die Natur die Zahnlöcher abgetheilt und mit der Verbeinerung weiter gekommen ist.

Die erste Zahnhöhle, die man im Kinnbacken bemerkt, um mit der Zeit einem Zahn Wohnung zu verschaffen, befindet sich an dem Orte, wo die Schneidezähne erscheinen.

Der Saft, der sich darinnen befindet und zum Grundstoff des Zahnes dient, erlangt seine Härte von der Haut die ihn umgiebt. Diese Haut verbeinert sich, und dient dem künftigen Zahn zum ersten beinernen Blatt.

Bei jedem Zahn verbeinert sich der obere Theil oder die Krone zuerst; wenn diese bis auf einen gewissen Grad gekommen ist, fängt die Natur an der Bildung der Wurzel an. Auf die erwähnte Weise fährt sie fort, bis sie den

*) Man könnte diese Haut mit der Nervenhaut im Auge vergleichen.

den Zahnschleim verhärtet und in Zähne verwandelt hat. *)

Die Häute, die den Zahnschleim umwickeln, sind mit vielen Gefässen versehen; selbst in den Schleim, der in ihnen enthalten ist, dringen sie ein. Sie stammen von den Puls- und Blutadern ab, die aus den Kinnbacken in die Wurzeln der Zähne dringen.

Auf eine gleiche Art entwickeln sich alle übrige Zähne, die sich sowohl im vordern, als in den hintern Kinnbacken befinden. Allein nicht auf einmal und nicht zur nämlichen Zeit ist die Natur mit der Bildung derselben beschäftiget; sie formirt zuerst diejenigen, die das Füllen zuerst bedarf, wenn es gebohren ist; die übrigen legt sie nur an und vollendet sie nach und nach; und gerade um die Zeit, wenn sie das Füllen nöthig hat, brechen sie

aus;

*) Vielleicht verfährt die Natur bei der Veränderung aller andern Knochen im Leibe, die sich nicht in Knorpeln, sondern in Häuten entwickeln, auf die nämliche Weise.

aus; selbst Krankheiten, die bisweilen die Mütter ergreifen, können diesen Ausbruch nicht hindern.

Die Natur beobachtet in der Bildung der Zähne die nämlichen Regeln, die sie beim Schieben oder Ausbrechen derselben behält. Eine gewisse Zahl von Schneid- und Backenzähnen, haben die Thiere am ersten vonnöthen; das Leben bildet sie daher zuerst und bringt sie zuerst hervor. Die Eckzähne und Hacken entwickeln sich später und zwar aus der Ursache, weil sie das Füllen später bedarf.

Die Zeit, die die Natur zur Formirung der Zähne nöthig hat, ist im Betracht der Härte und Festigkeit, die diese Knochen haben, sehr kurz — wenn man sie mit andern Knochen vergleicht, die weniger feste sind. *)

*) In der Bildung der übrigen Knochen arbeitet die Natur langsamer, weil sie für die ganze Lebensdauer des Thieres bestimmt sind; die ersten Zähne, werden nur auf gewisse Zeit, nur zum Nothfall angelegt.

Verhältnißmässig sind die sogenannten Milchzähne früher, als die übrigen Beine entwickelt. Verhältnißmäßig sage ich. Die Ursache davon ist nicht so verborgen, als man glaubt; die Natur hat in diesem Vorgange auf die Erhaltung des Körpers gesehen; die Theile, die die Nahrung bereiten, musten zuerst entwickelt werden, damit der Körper ernähret, die Theile gebildet, und das Ganze erhalten werden konnte.

Inzwischen muß jeder Zahn in seiner angewiesenen Höhle bleiben, bis er seine Reife erlangt. Nichts muß den Ausbruch beschleinigen. Diejenigen, die den Füllen die Milchzähne mit 1, 2, 3, Jahren ausreissen, ausschlagen, verursachen dem Gebiß der Pferde einen unersetzlichen Schaden.

Durch diese Operation, wird der Kinnbacken, die Zahnhöhlen, das Zahnfleisch gereitzt, zerrissen, beschädiget; die Zähne formiren sich geschwinder und brechen früher hervor. Dieser frühe Ausbruch ist Schuld, daß solche Zähne früher wackeln — früher zu Grunde gehen. Nie geschieht dieses, wenn die

Na-

Natur ihr Geschäft vollendet, und Zeit zur Ausbildung und zum Ausbruche hat. Im letzten Fall ist das Gebiß nicht nur schöner, sondern auch von längerer Dauer.

Von dem Ausbruch der ersten oder der Füllen-Zähne.

Wenn das Leben den Zahn zum Ausbruche ausgebildet hat, strebet es, die Höhle zu öffnen und ihn aus derselben heraus zu treiben; dieses geschieht erst in der letzten Zeit, als das junge Thier im Leibe der Mutter wohnet; im 11ten, 12ten Monate. Wenn es gebohren wird, erblickt man schon die Spitzen von zwölf Backenzähnen im obern Maule, (an jeder Kinnbackenseite drey) welche bereits das Zahnfleisch durchstochen haben; das untere Maul aber ist noch nackend. Man kann also sagen, das Füllen werde mit zwölf Backenzähnen gebohren.

Sieben, acht, neun Tage nach der Geburt, kommen vier Zähne im untern Maule: zwei aus dem vordern, und zwei aus dem

hintern Kinnbacken; dann hat das Füllen sechszehen Zähne im Maule.

Die zwei des hintern Kinnbackens sind gemeiniglich die ersten, bei denen man den Ausbruch bemerkt; die zwei des vordern Kinnbackens folgen ihnen in wenig Tagen nach.

In eben so kurzer Zeit, das ist, acht, zehn, zwölf Tage darnach, brechen im untern Maule an jedem Kinnbacken zwei andere aus, die man ihrer Lage wegen die Mittelzähne nennet. Nach dem gewöhnlichen Naturgange sind die im hintern Kinnbacken abermal die ersten; ungeachtet sie langsam das Zahnfleisch durchbohren, sind sie in wenig Tagen in der Höhe den beiden erstern gleich.

Während als sich die Natur im untern Maule beschäftigt, kommen die Spitzen der Backenzähne im obern Maule weiter und weiter hervor, so zwar, daß man mit vierzehn, mit sechszehn, mit achtzehn Tagen nach der Geburt, zwanzig Zähne deutlich unterscheiden

kann;

kann; zwölf im obern, und acht im untern Maule.

Nun arbeitet das Leben eine gewisse Zeit im Geheimen und entwickelt die Eckzähne im untern, und den vierten Backenzahn im obern Maule. Beide brechen im 7ten, im 8ten, im 9ten Monate *) aus; die ersten machen, (bis auf die Hacken) die Zahl der Zähne vollkommen, welche das Füllen im untern Maule hat; die letzten vermehren sie um vier im obern Maule und bringen sie von zwölfen bis auf sechszehen. Das Füllen hat also mit sieben, mit acht, mit neun Monateu aufs späteste, 28 Zähne, 12 Schneidezähne, und 16 Backenzähne.

*) Dieser ungleiche Ausbruch der Zähne hängt theils von der körperlichen Beschaffenheit, theils von dem Zustande der Gesundheit, gröstentheils aber von der Gattung der Thiere ab. Uiberhaupt genommen geschieht er bei Pferden von der gemeinen Art früher, als er bei edlen Gattungen geschieht.

Alle diese Zähne werden, bis auf die vier letzten Backenzähne, Milch- oder Füllenzähne genannt; alle bleiben nur eine gewisse Zeit im Maule stehn: dann fallen sie aus, und es kommen Pferdezähne an ihre Stelle.

Milchzähne nennet man sie, theils weil sie das Füllen währender Saugezeit bekömmt, theils weil sie eine milchweiße Farbe haben.

Sie unterscheiden sich, sowohl in ihrer Farbe, als in ihrer Gestalt, von den Pferdezähnen. Wie sie aus dem Zahnfleisch hervorkeimen, sind sie blaßgelb; diese Farbe behalten sie zwei auch drei Monate, ehe sie sich in eine weiße verwandeln; sie geben dadurch ein sicheres Kennzeichen ab, daß sie noch nicht lang die Zahnhöhlen durchbrochen haben.

Die Zeichen, welche die Füllenzähne von den Pferdezähnen in Ansehung ihrer Gestalt unterscheiden, sind die mindere Breite; die wenigere Feste; die geringere Größe; der schmälere Hals; die mehrere Glätte, die krümmere Beugung nach einwärts, und die seichten oder gar abwesenden Furchen, die bei den

Pferdezähnen tief und meistens in der Mitte sind.

Von der Kenntniß des Füllenalters von einem bis zwei Jahre.

Die oben angeführte Zahl von (28) Zähnen, welche das junge Thier mit sieben, acht, neun Monaten hatte, erhält sich nun durch ein ganzes Jahr, ohne durch einen neuen Zuwachs vermehrt zu werden.

In dieser Epoke des Lebens ist es gewissermassen am schwersten, das Alter richtig zu bestimmen, theils wegen der erst erwähnten Ursache, theils wegen der Aehnlichkeit, welche bisweilen die Füllenzähne mit den Pferdezähnen haben. Von der Größe des Körpers zu schliessen, ist zu unsicher, weil es Füllen gibt, die oft mit einem Jahr so groß, auch größer sind, als andere mit zween.

Diese Größe und die kräftigen Betheurungen der Pferdehändler, daß das Füllen zweyjährig sey, sind Schuld, daß oft Thiere schon in diesem zarten Alter zum Dienst ver-

wendet und dadurch eher verdorben werden, als ihre Knochen die gehörige Feste, die Muskeln ihre nöthige Strammigkeit, und der Körper seine Vollkommenheit erhalten hat.

Diese wichtigen Umstände zusammen, müssen nothwendigerweise die Frage aufwerfen, ob es Zeichen gibt, aus denen man zuverläßig das Alter eines Füllen von einem bis zwei Jahre erkennen kann?

Genaue Beobachtungen, und eine darauf gegründete Erfahrung haben erwiesen, daß es solche Zeichen gebe; sie liegen in der äussern Beschaffenheit des Körpers: hauptsächlich aber im Maule der Thiere verborgen.

Mit neun, mit zehn, mit eilf Monaten, auch mit einem Jahr, sind die Eckzähne noch etwas gelbe, ihr innerer Rand noch sehr niedrig, die Einfassungshöhlen oder Kern der Schneidezähne im hintern Kinnbacken verwischt, und der vierte Backenzahn noch wenig abgenutzt. Oft sind die Mähnen und die obern

Schweif=

Schweifhaare noch wollig, krause, oder sonst auf eine Art geborstet.

Uiberhaupt haben die Füllen im ersten Jahr über den ganzen Körper ein weiches und wollichtes Haar, welches Woll- oder Füllenhaar genennet wird. Nach einem Jahr verlieren sie dieses Haar; das, was dessen Stelle vertritt, ist nicht mehr so weich und lang: es ist stärker, kürzer und glänzender, als das erste war. Ungeachtet die Haare im Schweif und in den Mähnen nun Pferdehaare sind, so unterscheiden sie sich doch von denen bei Füllen mit zwei Jahren. Selten reichen sie bei ein- und anderthalb jährigen Füllen von guter Art weiter, als bis an die Knie, bei zweijährigen hingegen sind sie länger.

Ein anders Unterscheidungszeichen zwischen den ein- und zweijährigen Füllen, betrift die Größe, die Stärke, den Gang, die Beschaffenheit der Hufe, die im ersten Alter gleichsam nur halb entwickelt sind; endlich das kindische Betragen bei den einjährigen, das bei den zweijährigen gesetzter ist.

Sechs

Sechs Monate ungefähr nach einem Jahr, verschwinden die Höhlen in den Mittelzähnen, und kurze Zeit darauf, erscheinen die Spitzen der fünften Backenzähne.

Mit zwei Jahren endlich, sind auch die Eckzähne abgewetzt: der fünfte Backenzahn in der Höhe den übrigen gleich, aber eben so wenig abgenutzt, als es der vierte mit einem Jahre war. Das Füllen hat nun 32 Zähne, 20 im obern und 12 im untern Maule, und mit diesen Zähnen zugleich den überzeugendsten Beweis, daß es nicht älter, auch nicht jünger sey, als zwei Jahre.

Von der Veränderung der Zähne nach zwei Jahren.

Nach zwei Jahren wird die Veränderung der Zähne, im untern Maule deutlicher, und die Kenntniß des Alters leichter. Ich sagte vorhin, daß alle Milchzähne — auch die drei Backenzähne mitgerechnet, mit welchen das Füllen gebohren wird — sich nur eine gewisse Zeit im Maule erhalten, dann ausfal-

len und ihre Stellen durch Pferdezähne ersetzet werden.

Dieses Ausfallen geschieht nicht auf einmal, sondern nach und nach; auch nicht bei jedem Thiere zu gleicher Zeit, sondern nach Verschiedenheit der Gattungen, bei einem früher, beim andern später; die Natur beobachtet dabei eben die Regeln, die sie bei der Entwicklung und dem Ausbruche der Milchzähne angenommen hat.

Die Schneidezähne sind diesem Wechsel am ersten unterworfen. Füllen von gemeinem Schlage verlieren sie bald nach zween Jahren; die von besserer Art, nach zwei und einem halben Jahre; und die von der edelsten Gattung, erst mit drei Jahren. Inzwischen kann das Thier mit zwei Jahren zwei vollkommene Pferdezähne haben, wenn nämlich der Ausbruch derselben durch die Kunst beschleiniget wird.

Pferdehändler benutzen bisweilen die Größe eines Füllen, indem sie es für älter angeben, als es wirklich ist; und um die Sache

ganz

ganz wahrscheinlich zu machen, schlagen oder reissen sie den Thieren mit einem und einem halben Jahr die Scheidezähne: mit zwei und einem halben Jahre die Mittelzähne, und mit drei und einem halben Jahre die Eckzähne aus; der Raum und der Reiz, der durch dieses grausame, abscheuliche, schädliche und betrügerische Mittel im Kinnbacken und im Zahnfleische verursachet wird, machen, daß sich die Zähne beinahe um ein Jahr früher bilden, und um eben so viel früher ausbrechen, als sonst nach dem ordentlichen Gange der Natur geschehen seyn würde. Aus diesem folgt, daß ein Füllen mit zwei Jahren dreijährig: ein dreijähriges vier Jahre, und ein vierjähriges, fünf Jahre alt zu seyn scheint.

So fein indessen dieser Betrug ist, läßt er sich doch sehr leicht entdecken, wenn es anders möglich ist, dem Thiere in das obere Maul sehen zu können. In eben der Zeit, oder wenigstens kurze Zeit darnach, wenn die Schneidezähne abschieben, gehen die Kronen der beiden ersten Milchbackenzähne verlohren, nnd zwei neue Pferdebackenzähne

neh-

nehmen ihre Stelle ein. So lang diese Veränderung nicht vorgegangen: so lang der fünfte Backenzahn unabgenutzt, die beiden Pferdeschneidezähne aber schon an der Höhe den übrigen Milchzähnen gleich sind, ist es ein sicheres Zeichen, daß ein Betrug geschehen — daß das angegebene dreijährige Pferd erst zwei Jahr alt seye. Der allerklärste Beweis aber wäre, wenn man das Thier sehen könnte, da es noch Zahnlücken hat; bei dem natürlichen Zahnwechsel, fallen nie vier Zähne auf einmal, das ist in einem Tage aus, wie es meistens bei dem Herausschlagen geschieht; auch geht fast nie einer früher verloren, als der Nachkommende das Zahnfleisch durchbohret und größtentheils den Raum ausgefüllet hat, der durch das Ausfallen des erstern erreget wird.

Ungeachtet der großen Veränderung, die in diesem Jahr (im dritten) im Maule vorgeht, und ungeachtet des häufigen Ausbruchs von neuen Zähnen, wird die Zahl derselben um keinen vermehrt; das Füllen hat mit drei Jahren gerade so viel, als es mit zwey Jahren hatte; der Unterschied besteht al-

allein in dem Wechsel der Pferdezähne mit den Milchzähnen.

Nach drei Jahren, kömmt die Reihe dieses Wechsels an die Mittelzähne im untern, und an die dritten Backenzähne im obern Maule. Beide fallen gemeiniglich wieder um eben die Zeit aus, wie die Schneidezähne und die ersten Backenzähne nach zwei Jahren ausgefallen sind.

Mit dem Ausbruch der neuen Pferdezähne, kommen nicht selten bei Hengsten auch die Spitzzähne, oder die Hacken, bei allen aber die sechsten Backenzähne zum Vorschein. Wenn das erste geschieht, hat das Thier mit vier Jahren alle Zähne; vierzig, wenn es ein Hengst, und sechs und dreißig, wenn es eine Stute ist. Es gibt zwar Stuten, die ebenfalls die sogenannten Hacken haben; allein nie sind, und nie werden sie bei diesem Geschlechte so groß, wie sie bei Hengsten sind.

Nun hat das Thier noch vier junge Zähne im Maule; dies ist der gewöhnliche Ausdruck bei Pferdehändlern, ein Pferd zu bestimmen, das vier Jahre vollendet hat. Diese Zähne sind die Eckzähne; ihr Ausfall gründet sich auf den Ausfall der Mittelzähne und der Schneidezähne; sie gehen um die nämliche Zeit nach vier Jahren verloren, wie jene nach zwei und drei Jahren verloren giengen. Mit fünf Jahren ist ihr Platz bei allen durch Pferdezähne ersetzt.

Von der Kenntniß des Alters nach fünf Jahren.

Wenn alle Füllenzähne ausgefallen, und alle Pferdezähne ausgebrochen sind, urtheilt man von dem Alter der Thiere, von der Verwischung der Einfassungshöhlen (Kern) im hintern Kinnbacken.

Nach dem ordentlichen Naturgange, (bei Pferden, die im Stall ernähret werden) verschwinden diese Höhlen im sechsten Jahre in den Schneidezähnen: im siebenten Jahre in den Mittelzähnen, und im achten Jahre in den

Eckzähnen. Bei Pferden aber, die immer auf der Weide gehen, sind sie bisweilen mit fünf Jahren schon in den Schneide- und Mittelzähnen verwischt. Dieses geschieht hauptsächlich bei denen, wo die Zähne nicht genau auf einander passen, sondern die am vordern Kinnbacken mehr einwärts gebogen sind, als die am hintern.

In dem Falle schließt man auf das Alter der Thiere, aus der Kürze der Eckzähne, der Schärfe und Ungleichheit ihrer Ränder, ihrer glatten Aussenseite und ihrer gebogenen Richtung, die sie nach einwärts, das ist, nach der Oeffnung des Maules haben.

Ferner fängt mit sechs Jahren das Zahnfleisch an den Schneidezähnen an niedriger, und die Zähne dem Ansehn nach länger zu werden. Im siebenten Jahr geschieht dieses an den Mittelzähnen, und im achten Jahr an den Eckzähnen. Doch zieht sich das Zahnfleisch bei guten Arten Pferden nie so weit zurück, als bei den gemeinen Pferden.

Im neunten Jahre beissen sich die Eckzähne im vordern Kinnbacken ein: das ist, sie wetzen sich dergestalt aus, daß sie am obern Theile eine Art von Winkel machen und wie ausgefeilt zu sein scheinen. Bei vielen Pferden entsteht zwar dieser Winkel schon im siebenten Jahre: allein die Zähne sind in dem Alter noch kurz, die Hacken bei Hengsten noch schneidig an den Rändern, ausgefurcht und scharf gespitzt.

Mit zehn Jahren sind die Spitzzähne mehr oder weniger stumpf, und die Winkel in den Eckzähnen mehr oder weniger verwischt.

Mit eilf Jahren senken sich die Zähne im untern Maule überhaupt, vorzüglich aber im hintern Kinnbacken; sie verändern ihre Richtung und werden gräder.

Mit zwölf Jahren fangen sie an, ihre vorige Gestalt zu verlieren; ihr Hals wird schmäler, dicker und die Zähne überhaupt an ihrer innern Fläche runder.

Die Meinung der Franzosen, das Alter der Pferde von neun bis zwölf Jahre, aus der Verwischung der Einfassungshöhlen der Zähne des vordern Kinnbackens zu erkennen, ist Einbildung.

Sie sagen, von neun bis zehen Jahre, verschwinden diese Höhlen in den Schneidezähnen: von zehen bis eilf in den Mittelzähnen: und von eilf bis zwölf in den Eckzähnen. Wer immer die Sache in der Natur betrachten will, wird eben gedachte Höhlen, (Kern) mit fünfzehen, mit zwanzig, mit fünf und zwanzig Jahren vollkommen finden bisweilen aber auch mit neun, mit zehen Jahren, verloschen antreffen.

Nach zwölf Jahren verändert sich die Gestalt, die Länge und die Richtung der Zähne, sowohl am vordern, als hintern Kinnbacken; ihre Breite nimmt sichtlich ab: ihre Länge fängt an merklich beträchtlicher, und ihre Richtung gräder zu werden, als sie bis zu diesem Alter war.

Das,

Das, was an der Breite äusserlich verlohren geht, scheint innerlich an der Dicke ersetzet zu werden. Diese Dicke vermehrt sich von Jahr zu Jahr, so, daß sie endlich dem sonst platten Zahn eine fast dreyeckigte Gestalt giebt.

Aus diesem und den zween vorher gegangenen Zeichen, nämlich aus der Länge und Geräde der Zähne, muß man nach zwölf Jahren auf das Alter der Pferde schliessen.

Betrüger feilen die langen Zähne ab: sie brennen sie auf der Oberfläche der Krone, mit einem gerstenkornähnlichen glühenden Eisen, um ihnen dadurch den sogenannten Kern zu geben, und alte Pferde jung zu machen. Wer die bisher angeführten Kennzeichen genau erwägt, wird den Betrug leicht einsehen.

Einmal sind die abgefeilten Zähne nicht so breit, wie im jugendlichen Alter, sondern gleichsam rund und mehr oder weniger grade

gerichtet, nachdem das Thier jünger oder älter ist.

Zweitens kann nie eine ordentliche Höhle gebrannt werden; entweder bricht der Zahn aus (wenn viel gebrannt wird) oder seine Oberfläche bekömmt eine schwarzbraune, oder schwarzgelbe Farbe; schwarz wird sie in der Mitte, und braun oder gelb im Umfange. Es kann daher weder die Gestalt des Kernes, um so weniger der Kern oder die Höhle selbst, durch Kunst gemacht werden.

Mit fünfzehn bis sechszehn Jahren fangen die Zähne an, sich voneinander zu entfernen; ihre Kronen werden schmal: das Zahnfleisch zieht sich immer mehr und mehr zurück: die Zähne werden immer länger und mehr ausgebreitet, so daß sie endlich eine Art von Fächern bilden.

Zu diesen Zeichen gesellen sich noch andere; z. B. die grauen Augenbogen bei schwarzen und braunen Pferden: die Schärfe des hintern Kinnbackens in der Gegend der Ba-

ckenzähne: der rauhe Huf u. d. m. Alle diese Umstände verwandeln die muthmaßlichen Kennzeichen des Alters in sichere, wenn man sie genau betrachtet.

Endlich giebt es noch Pferde, die immer jung zu seyn scheinen. Man versteht diejenigen darunter, die vermöge dem äussern Ansehen der Zähne und ihrer Höhlen, in verschiedenen Jahren einerley Merkmale aufweisen. Bei solchen Pferden muß man das Alter nicht in der Verwischung der Einfassungshöhlen, sondern in der Gestalt der Zähne und dem zurückgezogenen Zahnfleisch suchen; vorzüglich aber auf die Hacken und Augenbogen sehen. Die ersten beugen sich in Gestalt eines Schweinszahns nach auswärts und werden mehr oder weniger stumpf, nachdem sie näher, oder entfernter von den Eckzähnen abstehen.

Das Aufheben und Umdrehen der Haut an den Kinnbacken oder den Schultern, und das Zählen der Runzeln, die nach dem Auslassen derselben zurück bleiben, ist eben so widersinnig, auf die Zahl der Jahre zu schliessen, als es lächerlich ist, das Alter am

Schweife zu suchen. Diejenigen, welche das letztere thun, sagen, es wüchse den Pferden nach zwölf Jahren ein neues Wirbelbein am Schweife, wofür sie wahrscheinlicher Weise die schwieligten Knoten halten, die bisweilen nach äußerlichen Verletzungen der Haut, an diesem Theil entstehen.

Der Glaube, die Pferdezähne blieben durch das ganze Leben des Thieres im Kinnbacken so, wie ein Nagel in der Wand stecken, ist ganz falsch; der erste, zweite und dritte Backenzahn fallen aus; Vielleicht würden alle ausfallen, wenn die Thiere so lang lebten, oder man sie so lang leben ließe. Doch läßt sich keine gewisse Zeit bestimmen, in welcher dieser Ausfall geschieht. Herr la Fosse setzt folgende Jahre fest: Mit einundzwanzig Jahren sagt er, giengen die ersten, mit zweiundzwanzig die andern, und mit vierundzwanzig oder fünfundzwanzig die dritten verlohren. Daß dieses bei einigen Pferden geschehe, ist möglich; ich aber habe von der grossen Zahl vier, fünf, sechsundzwanzig jähriger, auch noch

äl-

älterer Köpfe keinen gesehen, dem ein Backenzahn gefehlt hätte.

Aus dieser Veränderung der Zähne sowohl im jugendlichen als spätern Alter, kann jeder leicht abnehmen; wie unbesonnen und wie schädlich es seyn müsse, den Pferden das Maul zu räumen. Es ist nicht genug, daß durch diese einfältige Operation den Zähnen die besten Theile, die Spitzen, abgeschlagen werden, die das Futter zermalmen, sondern sie werden auch über dieses noch bei alten Thieren locker gemacht, folglich ihr Ausfall befördert.

Die Ursache, welche zu dieser Behandlung Anlaß giebt, ist zum Theil Unwissenheit der Leute, zum Theil Gewinnsucht der Schmiede. Einem Pferde, das nicht gut frißt, muß das Maul geräumet werden, ohne zu erforschen, warum es schlecht frißt. Nie sind die Zähne, sondern andere Theile des Körpers, oft der ganze Körper Schuld daran.

Kein altes Pferd verzehrt sein Futter so geschwinde wie ein junges, weil seine Dauungswerkzeuge schwach sind. Aus diesem letztern Grunde wäre es rathsam, alten Pferden, statt des Maulraumens, den Haber zerbrechen zu lassen, oder sie allein zu futtern.

Eine andere Art die Thiere zu quälen und ihr Gebiß zu beleidigen, ist das Ausschlagen der sogenannten Wolfszähne.

Wolfszähne werden in der gemeinen Sprache, die kleinen Zähne genannt, die bei einigen Pferden am untern Rande der ersten Backenzähne sowohl am vordern, als hintern Kinnbacken hervorkommen. Ihre Gestalt ist rund und oben etwas zugespitzt. Ihre Dicke übersteigt bei einem erwachsenen Pferde, nie die Dicke eines mittelmäßigen Gänsefederkiels und ihre Wurzeln sind ganz seicht. Sie sind den Pferden nicht unbequem und dem Gebiß nicht im geringsten nachtheilig. Wegen der Kürze ihrer Wurzeln, erhalten sie sich nie so lang, wie die übrigen Zähne; selten blei-

bleiben sie bis über das zehnte oder eilfte Jahr des Thieres stehen, meistens verlieren sie sich früher.

Weil die Absicht des Ausschlagens dieser Zähne die nämliche ist, wie die bei dem Maulräumen, so scheint dieses Mittel seine Geburt eben dem Geiste zu verdanken zu haben, der jenes schuf — der Unwissenheit der Leute und der Gewinnsucht der Schmiede.

Von den Aufsetzern.

Aufsetzer werden überhaupt alle Pferde genannt, die ihr Maul auf harte oder weiche Körper stemmen, den Kamm aufheben und rülpsen, oder in der Luft mit dem Kopfe hin und wieder fahren.

Die ersten verdienen den Namen mit Recht; die letzten hingegen sind im genauen Verstande keine Aufsetzer. In der Sprache

der

der Pferdekenntniß werden sie Luftfänger oder Luftschnapper genannt.

Diejenigen, die ihr Maul auf weiche Körper setzen z. B. auf die Knie, sind schwer zu erkennen, weil man keine Veränderung in den Zähnen wahrnimmt; bei denjenigen hingegen, die ihren Kopf auf harte Körper stemmen, sind die Zähne, vorzüglich die Schneide- und Mittelzähne, mehr oder weniger abgeschliffen.

Es ist nicht leicht, das Alter bei derley Pferden zu bestimmen; unsere Vorfahren verzweifelten gar daran; doch ist es möglich, wenn man den Bau der Zähne genau kennt und die Veränderungen weis, die sie in jedem Jahre leiden.

Nie ist es rathsam, ein Pferd zu kaufen, das aufsetzt; alle, auch die Luftfänger, sind zu Windkoliken geneigt, in die sie verfallen, wenn sie nicht aufsetzen und die Winde

ausdrücken können, die sich in ihren Eingeweiden sammeln.

Man hat verschiedene Mittel dem Uibel vorzubeugen, oder ihm abzuhelfen, erdacht. In unsern Ländern sind es: das Umwenden von der Krippe und Aufbinden: das Zuschnallen des Halsriemens und das Anbohren der Zähne. Allein weder das eine noch das andere ist dienlich; sie verhindern zwar das Aufsetzen, sie bereiten aber eben dadurch die Thiere selbst zur Kolik vor.

Insgemein hält man dafür, ein Pferd lerne das Aufsetzen von dem anderen; allein dieser Glaube, so allgemein er ist, ist falsch. Das Uibel ist erblich, doch so, daß es nicht auf jedes Geschlecht gleiche Beziehung hat, sondern dem männlichen anhängt, wenn der Vater — und dem weiblichen, wenn die Mutter aufsetzt.

Die Zeit, wenn die Thiere aufzusetzen anfangen, läßt sich nicht sicher bestimmen;

Bei-

Beispiele lehren, daß Füllen mit fünf, mit sechs, mit sieben Monaten aufgesetzet haben; daß aber alle aufsetzen, so lang sie leben, ist für immer ausgemacht.

Tierärztliche Hochschule Wien
Bibliothek

Inhalt

der Bruchstücke.

Seite.

Einleitung zu wilden Gestüten. . . III

Erstes Bruchstück. Von der Lage und Beschaffenheit der Oerter, in welchen man wilde Gestüte errichten will. . 9

Zweites Bruchstück. Von wilden Gestüten. 31

Drittes Bruchstück. Von den halbwilden Gestüten. 70

Viertes Bruchstück. Von Militärgestüten, oder von der Pferdezucht bei den Kavallerieregimentern. . . . 98

Fünftes Bruchstück. Von der Hauszucht der Pferde, oder von den sogenannten Landgestüten. 105

Sechstes Bruchstück. Von der Empfängniß der Thiere. 121

Siebentes Bruchstück. Von der Geburt der Füllen. 139

Achtes

Inhalt.

	Seite.
Achtes Bruchstück. Von der Pflege der Hufe, bei jungen und erwachsenen Füllen.	160
Neuntes Bruchstück. Von den Farben der Haare bei Pferden.	174
Zehntes Bruchstück. Von der Kenntniß des Alters der Pferde.	188

Wien, gedruckt mit Schmidtischen Schriften.

Stadtbibliothek Augsburg

J

Ldw.
Fugge
1,2

K

o

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolstein, Johann Gottlieb,

Bruchstücke über wilde- halbwilde- Militär- und Landgestüte

Wien 1788

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Ldw 237
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11266404-5
VD18 12432776-001